



Berlin, den 17. September 1904.

Luise von Koburg.

Luise Marie Amalie, die fast siebenundvierzigjährige Tochter des Königs der Belgier, seit dreißig Jahren die Gattin des österreichischen Feldmarschalls Prinzen Philipp von Sachsen-Koburg und Gotha, seit sechs Jahren die Schwiegermutter des Herzogs Ernst Günth. r zu Schleswig-Holstein, ist, mit Beihilfe ihres Geliebten, des wegen Wechselfälschung mit Zuchthaus bestrafte und kassirte Lieutenant's Mattachich, der Gefängnißkantinenwirthin Stöger und des sozialdemokratischen Abgeordneten Südekum, dem Psychiater, dessen Obhut sie anvertraut war, entflohen. Ihre königliche Hoheit lebt mit dem Liebsten jetzt in Paris und empfängt täglich Reporter, vor denen sie ihr volles Herz ausschüttet, ihren Ehemann schilt, die durch Geburt und Rang ihr Nächsten höhnt. Wir aber lesen in großen und kleinen Blättern, diese Flucht — aus dem Stahlbad Elster, nicht aus einer Irrenanstalt — sei eine Heldenthätigkeit und jede fühlende Brust müsse jubeln, weil ein schuldloses Opfer barbarischer Tücke seinem Henker endlich entronnen sei. Um dem Leser ärgerliche Enttäuschung zu sparen, sage ich gleich, daß ich nicht zu den Besitzern solcher fühlenden Brüste gehöre; füge aber schnell auch hinzu, daß die von tausend Thürmen ausgehetete öffentliche Meinung selbst auf Verständige gewirkt hat. Kein Wunder. Eine Königstochter, die sechs Jahre lang in einer Irrenanstalt festgehalten ward, wahrscheinlich bei Wasser und Brot hinter Eisengittern, oft vielleicht in einer Zwangsjacke, und die treue Liebe nun, im Bunde mit einem edlen Proletarier, befreit: solche Vorstellung rüttelt die Nerven und füttert die Phantasie. Anechtssinn, angeborenes und unter der Demokratenhülle fortwirkendes La-

laiengefühl, das die in Königsschlössern Gezeugten ehrfürchtig bestaunt, vereint sich altem Aberglauben; und dieser Zweibund lähmt natürlich die Urtheilskraft. Ich gönne Madame Luise die Freiheit, würdige vollkommen die Motive des — durch Heirath dem Kohlenkönig Frig Friedländer verwandten — Proletariers Südekum, der, leider mit unzulänglichen Mitteln, den Vassalle spielen möchte und schon für die Kronprinzessin von Sachsen, die sich dankbar erwies, fast so feurig eintrat wie der größere Ferdinand einst für die Gräfin Hapsfeldt. Ich amuse mich über die (ganz unnöthig) romaneste Art der Entführung und habe einigen Sinn für den Humor der Thatsache, daß die erste politische Aktion eines deutschen Sozialdemokraten die Befreiung einer läderlichen Prinzessin zum Ziel hatte. Erlaube mir aber, die Ueberzeugung auszusprechen, daß wir eine sozialdemokratische Partei gar nicht brauchen, wenn im Deutschen Reich nicht Tausenden jeden Tag schlimmeres Unrecht geschähe, als der Frau des Prinzen Philipp von Koburg geschehen ist.

Ist sie irrsinnig? Ich weiß es nicht. Keiner von Allen, die jetzt für sie plaidiren, weiß es. Selbst in Winkelblättern sollte man nachgerade nicht mehr lesen, Jemand „mache durchaus nicht den Eindruck eines Geisteskranken“. Will der Laie nach ein paar Gesprächen entscheiden, ob ein Mensch krebskrank, tuberkulös, syphilitisch ist? Und die Symptome einer Psychose — die ja nicht Teufelswerk, sondern eine Krankheit wie andere ist — sind noch schwerer zu erkennen als die sichtbarereren Leiden. Das Kind oder der Pöbel mag glauben, geisteskrank sei nur, wer tobt, die Augen rollt, Schaum auf der Lippe hat oder wenigstens irr redet. Wer öffentlich über diese Dinge mitsprechen will, sollte wenigstens Griesinger oder Kraepelins „Einführung in die Psychiatrische Klinik“ gelesen haben; dann hätte er doch eine Ahnung, in wie verschiedenen Formen eine Hirnkrankheit sich äußern kann. Die Kantinenwirthin Stöger, die Herren Mattachich und Südekum und unzählige Reporter behaupten, die Prinzessin sei geistig kerngesund. Die Psychiater Kraft-Ebing und Jolly, Wagner von Jauregg, Obersteiner, Weber, Hinterstoisser und Pierjon, berühmte Professoren der wiener und berliner Fakultät, Gerichtsärzte und Irrenanstaltsleiter, haben sie in amtlichen Gutachten für psychisch krank und der Anstaltspflege bedürftig erklärt. War Kraft-Ebing, der einen Weltruf zu verlieren hatte, etwa bestochen? Wollte unser (inzwischen verstorbener) Professor Jolly sich die Gunst des Koburgers erfälschen? Mit solchen Hintertreppengeschichten sollte man uns verschonen. Ich glaube, daß der Dugendpsychiater durch Fahrlässigkeit und Zunftmanie mindestens eben so oft sündigt wie jeder Durchschnittsarzt; und empfehle Denen, die es nicht glauben, die Brochure „Siebenzehn

Tage Irrenhaus!“ von Frau Gertrud Hirschberg: sie wird ihnen zeigen, was in dem Musterstaat Baden (und überall) heute noch möglich ist. Hier aber haben wir uns an die Thatsache zu halten, daß in einem zur europäischen Sensation aufgebauchten Fall sämtliche Sachverständige, Männer von höchster Reputation, die Prinzessin für krank erklärt und nur unkundige oder finanziell interessirte Leute die Rechtskraft dieses Urtheils bestritten haben.

Troydem kann sie geistig intakt sein. Sicher. Dann gehört sie zu den Personen, von denen der Volksmund sagt, ihnen fehle jeder „sittliche Halt“, und für die, als Menschen von verminderter Zurechnungsfähigkeit, die moderne Kriminalpolitik Straffreiheit oder die Zubilligung wesentlich mildernder Umstände fordert. Sie hat ein skandalöses Leben geführt. Selbst wenn die Behauptung, sie habe ihren Mann, dem sie zwei Kinder geboren hat, der ihr also nicht stets widrig gewesen sein kann, mit all seinen Adjutanten betrogen, unwahr ist: die erwiesenen Thatsachen genügen zur Verurtheilung ihres Wandels. Sie hat aberwichtigen Luxus getrieben, Schneiderschulden im Betrag von Millionen gemacht und mit dem Lieutenant Mattachich, der ihr in Prater durch Schenkelkraft und stramme Männlichkeit aufgefallen war, nicht nur die Ehe gebrochen, sondern sich, als Mutter erwachsener Kinder, so öffentlich der Lust dieser Liebchaft hingegeben, daß der alte Franz Joseph sie, um den ärgsten Skandal zu enden, von den Hoffesten verbannen mußte. Und während sie mit ihrem Liebsten durch die Welt zog, verlangte sie, daß ihr Mann die unsinnigen Kosten ihres illegitimen Lebens decke. Vom fünfzehnten Juni bis zum fünfundzwanzigsten September 1897, also in ungefähr drei Monaten, hat sie Wechsel im Betrage von drei Millionen Mark ausgestellt; und es ist so gut wie erwiesen, daß sie auf diesen Wechseln die Unterschrift ihrer Schwester, der Kronprinzessin-Witwe Stephanie, gefälscht hat. Daß die Fälschung mit ihrer Zustimmung geschah, ist zugegeben. .. Genügte? Und muß wirklich jede fühlende Brust, mit dem Proletarier Albert Oskar Wilhelm Südekum, in hehrer Begeisterung für die unbeschränkte Freiheit dieser Heldin erglühen?

Jede bourgeoise Familie würde ein so kompromittirendes und gefährliches Glied unschädlich zu machen suchen. Und die Gute Gesellschaft würde eine Frau, die den zehnten Theil dieser Sündenlast auf sich hätte, austossen und steinigen. Jeden Tag hören und sehen wirs. Unsere fromme Heuchlermoral würde sogar die Eltern ächten, die sich zu solchem Kinde noch zu bekennen wagten. Immerhin wäre der Schade in einem Bürgerhaus leichter zu beseitigen. Der Fall hätte geringere Resonanz und das Sünderpaa wäre mit einem Stück Geld wohl zur Ehe und Ruhe zu bringen. Eine Prinzessin von

Belgien und Sachsen-Koburg, die auf große Erbschaften wartet, ist nicht so leicht unschädlich gemacht; sie steht immer im hellsten Licht, behält ihren Kredit und kann, wenn der Ehemann sie freigiebt, und damit die letzte Fessel fällt, als Abenteurerin nur noch ärgeres Unheil stiften. In Brüssel und Wien hat man nicht sehr klug gehandelt. Man ließ Mattachich als Wechselfälscher anklagen und verurtheilen. Ich gehe auf diesen Prozeß heute nicht ein und erwähne nur, daß unter dem Urtheil des Militär-Obergerichtes der Name des Feldmarschall-Lieutenants Ragenhofer steht, eines Soziologen und Philosophen von ganz ungewöhnlicher Intelligenz und stolzestem Selbstbewußtsein. Daß dieser Mann sich zu einer Rechtsbeugung hergegeben hat, müßte mir bewiesen sein, ehe ichs glauben soll. Uebrigens interessirt mich Herr Mattachich nicht; wer sich auf Händel dieser Sorte einläßt, mag seine Haut wahren. Der Prinzessin ist nichts Schreckliches geschehen. Sie wurde weder der Fälschung noch des Ehebruchs angeklagt; nicht einmal ihrer Hofwürden entkleidet. Sie hat, auf Anordnung berühmter Psychiater, bei Coswig in einer Offenen Anstalt gelebt. Nicht als Gefangene. Sie hatte eine Hofdame — der betrogene Ehemann, der nach der Trennung drei Millionen Schulden für sie bezahlt hat, wies ihr eine Jahresrente von 120 000 Mark an —, besuchte in Dresden Konzerte, Bälle, Theater, reiste nach Schandau, Elster, Italien. Mattachich selbst berichtet in seinem Buch, daß sie jeden Nachmittag, nur von der Hofdame begleitet, auf ihrem Sig „in herrlicher Gegend“ ausfuhr. In Briefen hat sie dem Anstaltsleiter bestätigt, daß sie sich bei ihm wohl fühle und mit allem schuldigen Respekt behandelt werde. Sie war nur eben nicht frei, hatte kein Männchen, keine Möglichkeit, Schulden zu machen und ihren Namen zu schänden, durfte nicht ohne Erlaubniß fortgehen und hatte als Taschengeld monatlich „nur“ neunhundert Mark nach Willkür zu verzehren. Der Proletarier Südekum findet, daß solches Leben ganz unerträglich sei.

Nur „gemeingefährlich“ Irre sollen in Unfreiheit gehalten werden. Nach Vizts Lehrbuch ist Gemeingefährdung vorhanden, wenn „ein nicht individuell bestimmter und begrenzter Personenkreis als gefährdet erscheint“; gefährdet an Leib oder Vermögen. Die Pumpwirthschaft der Prinzessin hat schon das Vermögen vieler Kaufleute geschädigt und könnte, wenn sie in Freiheit fortwährte, im Sinn Vizts und fast aller Kriminalisten gemeingefährlich werden. Ob Luise in den Bereich der Psychopathie gehört, weiß ich nicht, glaube aber, daß sie mindestens zu den (nach Kraepelins Ausdruck) hysterisch Irren gehört. Ihrem Liebsten (ders in seinem Kolportagebuch veröffentlicht) hat sie erzählt, Fürst Ferdinand von Bulgarien, ihr Schwager, habe ihr, um sie

zum Sexualverkehr zu locken, zuerst bares Geld geboten und ihr dann einen Dolch zugesteckt, mit dem sie ihren Ehemann ermorden sollte. Ihre Urtheile, Vorstellungen und Erinnerungen scheinen auch in anderen Fällen nicht aus einem gesunden Hirn zu stammen. Und ihr Handeln? Sie bricht die Ehe. Menschlich. Aber sie verbirgt die That nicht einmal, stellt sie, vor dem Blick mündiger Kinder, zur Schau und heischt von dem Ehemann die Bezahlung des Luxus, in dem sie mit dem Liebsten lebt. Ihre Verschwendungssucht streift die Schranke des Betrugsparagraphen. Um ihren Kredit zu erhöhen, setzt sie den Namen ihrer unwissenden Schwester auf Millionenwechsel. Ihren Schwiegersohn, den Schwager des Deutschen Kaisers, beschuldigt sie tückischen Verrathes, ihren Vater der Unsittlichkeit, ihre Aerzte der schwersten Vergehen im Amt. Alles öffentlich. Als sie der Aufsicht entlaufen ist, giebt sie sich in Hotels für die Frau eines sozialdemokratischen Abgeordneten aus, in dessen Haus sie dann absteigt. In Paris erzählt sie jedem Reporter die Geschichte ihrer Ehe und Liebe und nennt ungenirt die Namen der armen Leute, die ihr für ein paar Goldstücke in Elster zur Flucht verhasst sind und deren kümmerliche Existenz durch diesen Schwag vernichtet werden kann. Noch einmal: Genügte? Wenn Luise von Koburg nicht schwachsinzig ist, dann fehlt ihr, die längst Großmutter sein könnte, königliche Hoheit genannt sein will und mit einem Liebhaber umherzieht, in kaum je gesehenem Grade das einfachste Anstandsgefühl.

Doch was hilft alles Reden? Luise von Sachsen (Albertinische Linie) hat mit einem Duzend Männchen aller Schichten die Ehe gebrochen und blieb dennoch eine Heroine, eine große Natur, die nur die pechschwarzen Popoliten aus Dresden verschleucht haben. Auch Luise von Sachsen-Koburg und Gotha kann ihrer Getreuen ganz sicher sein. Jede fühlende Brust; und so weiter. Zu solchem Spuk wirke ich nicht mit. Warum soll die Frau, die im Berliner Westen der Ehemann neulich im Arm eines Advokaten fand, bespien und den beiden Luisen ein Altärchen errichtet werden? Ich finde, daß Leopolds Tochter für ihr Handeln sehr glimpflich gestraft worden ist. Ohne den geringsten Trieb und Beruf zum Moralprediger behaupte ich, daß Prinzessinnen mehr noch als andere Frauen verpflichtet sind, lauten Anstoß zu meiden. Das ist das Einzige, was man von diesen Gehätschelten verlangt; wo so viele Rechte, so ungeheure Privilegien gewährt sind, müssen wenigstens die einfachsten Pflichten erfüllt werden. . . Ein Bißchen Nüchternheit, meine Damen und Herren; und ein Bißchen Menschenwürde vor Palastpforten! Nicht um eine Frauenfrage handelt sich hier, nicht um Rechte der Leidenschaft und starker Persönlichkeit, sondern um die Jagd nach den Millionen, auf die Luise, wenn sie für psychisch gesund erklärt wird, durch Erbrecht gesetzlichen Anspruch hat.

Alfred Messel.

Man de Velde hat einmal geschrieben, er denke oft mit Schauern daran, daß er verdammt sein konnte, ums Jahr 1830 zu leben. Für den deutschen Baukünstler hätte er eine schlimmere Zeit nennen können: die um 1870. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts wäre der erfinderiſche Belgier mit ſeiner Großſtadtkunſt wahrſcheinlich nicht in eine kleine Reſidenz gedrängt worden, ſondern hätte in Berlin zu wirken und vielleicht gar zu bauen vermocht; denn er wäre damals ja auch ein Anderer geweſen. Statt mit der Schweſter Friedrichs Nieyſche hätte er mit Henriette Herz geplaudert und im Salon der klugen Rahel geiſtreichen Männern und Frauen ſeine Tendenzen entwickelt. Was aber wäre aus ihm geworden, wenn er 1870 in Berlin, inmitten des lärmenden Reichsilluſionismus, gelebt hätte? Vor den Kriegen konnte man in Berlin doch von einer Baukunſt ſprechen. Das Meiſte von Dem, was in dieſer verpönten Epigonenperiode entſtanden iſt, giebt dem Stadtbilde der Reſidenz noch heute das Gepräge: Brandenburgerthor, Muſeum, Nationalgalerie, Bauakademie, Neue Waſche und Schauſpielhaus; ferner die Palais und Privathäuser im Schinkelſtil. Was hat die Gründerzeit Dem bis heute entgegenzuſetzen als die ungeheure Quantität? Neben Männern wie Langhans, Schinkel, Straß, Stüler und ſelbſt Wäſemann noch ſehen die Hitzig, Raſchdorff, Ende, Kayſer und Großheim, Schwedten, Ogen als Epigonen der Epigonen in Bildung heuchelnder Unkultur. Dreißig Jahr lang hat der Sieges- und Einheittrauf entſetzlich verdummend auf unſere Kunſt gewirkt. Jetzt erſt regt ſich wieder und die um die Mitte des Jahrhunderts abgebrochene Entwicklung wird fortgeſetzt.

Freilich haben ſich inzwiſchen die Verhältniſſe ſehr geändert. Damals forderte ein — wenn auch epigonischer, ſo doch — reiner und mutziger Idealismus von der Baukunſt eine würdevolle Repräſentation; heute verlangt ein ernſthafter Nationalismus Bauformen für profane wirthſchaftliche Bedürfnisse. Dort war es mehr ein innerer, hier iſt es vor Allem ein äußerer Zwang. In der Zwiſchenperiode aber, die noch längſt nicht beendet iſt, ſind nur frivole Willkür und planloſe Verlegenheit für die Stil- und Formenwahl entſcheidend geweſen.

Bauwerke verſchiedener Zeiten, die als nothwendige ſoziale Kunſtprodukte zu gelten haben, ſtören einander äſthetiſch ſo wenig, wie es Pflanzen verſchiedener Art thun. Man denke ſich einen Stadttheil, in dem man, auf kleinem Raum, einen romanischen Dom, ein Renaiſſancewohnhaus, ein Barockſchloßchen, ein helleniſtiſches Werk im Sinn Schinkels und ein modernes

Geschäftshaus von Messel sieht: all Dies verträgt sich gut, ja, die Vielheit erhöht den Genuß noch, weil die Freude am Kontrast hinzukommt und die bedeutungsvolle historische Lehre, daß ausgeprägte Charakterformen aller Zeiten einander im tiefsten Wesen verwandt sind, vom Beschauer genossen werden kann. Das Bild wird erst gestört, wenn Wohnhäuser, wie das westliche Berlin sie zu Hunderten aufweist, hinzukommen.

Das Geschäftshaus von Messel, das sich in diesem Sinn neben den Werken der Vergangenheit zu behaupten vermag, ist freilich ein noch ganz vereinzelt Beispiel in unserer Zeit; dennoch kann es nichts Anderes sein als das Symptom einer fortschreitenden Bewegung, weil charaktervolle Architekturen in erster Reihe Schöpfungen eines sozialen Geistes und nicht eines selbstherrlichen Individualismus sind. Das schmälert nicht, sondern erhöht nur die Bedeutung Messels, der, in Berlin als Erster, Muth und Konsequenz genug gehabt hat, sich vom Bedürfnis leiten zu lassen. Man wende nicht ein: Ballot; oder gar: Ludwig Hofmann. Was der Erbauer des Reichstagsgebäudes geschaffen hat, ist nach fast jeder Richtung hin ein Ende, ein glänzender, temperamentvoller Abschluß, ein Werk von jener Vollkommenheit, die nicht fruchtbar fortzuwirken vermag, sondern die Nachahmer zu Manierismus und zu einer dekorativen Entartung führt, weil der darin enthaltene Lebensgedanke erschöpft ist. In der Malerei bietet Böcklin ein Beispiel solcher Kunst. Außerdem ist Ballot ja längst aus Berlin vertrieben worden. Und für Hofmanns Art kann sich doch nur erwärmen, wer schon zufrieden ist, wenn man eine Architekturleistung anständig nennen muß, und wer den neuen Stadtbaumeister im Gegensatz zu dem früheren, dem unglaublichen Blankenstein, zu genießen versteht.

Messel ist weder eine warme Künstlernatur noch eine geniale Persönlichkeit. Das sind Architekten niemals. Gewichtige Stimmen fordern zwar jetzt für den Architekten, der in unseren Tagen nur noch als Vertreter einer praktischen Wissenschaft oder gar als Geschäftsmann betrachtet wird, den Titel eines Künstlers zurück. Denn — so sprechen diese Stimmen — die Arbeit des Baumeisters ist eben so sehr künstlerischer Natur wie die des Malers oder Bildhauers; ja, mehr noch, weil sie in gewissem Sinn die Malerei und Skulptur in sich schließt. In dieser an sich lobenswerthen Forderung steckt aber doch ein Irrthum. Obwohl für eine Kultur die Baukunst die bedeutungsvollste aller Künste ist, obwohl sie allein der bildenden Raumkunst die rechten Grundlagen zu schaffen vermag und in ihren Formen sich am Deutlichsten der in einem Punkt gesammelte Geist eines Volkes oder gar einer Rasse ausdrückt, so ist daraus noch nicht zu schließen, daß der Baukünstler in demselben Maß wie der Maler, Dichter oder Musiker eine Künstlerindividualität sei. Man mag in der Geschichte so weit zurückgehen, wie man will: nie

wird man einem Baukünstler begegnen, der eine faustisch ringende Persönlichkeit war, wie Dante, Michelangelo, Rembrandt oder Beethoven. Denn die Baukunst schließt das auf stärkste Individualität gegründete Genie aus. Das bedingt schon die Thatsache, daß der Architekt mehr als irgend ein anderer Künstler von der Zeit abhängig ist, weil er ohne Auftrag nicht bauen kann. Wenn ihn nicht ein Bedürfnis ruft, fehlt ihm, fehlt seiner ganzen Kunst die Möglichkeit zur Bethätigung. Darum steht der Architekt der Baukunst gegenüber wie der Staatsmann dem Staat: als Verwaltungsbeamter, der durchaus auf die Realität der Verhältnisse angewiesen und in seinen Thaten von ihnen abhängig ist; und darum ist der Architekt nur zur Hälfte Künstler und erhält den genialen Schwung immer nur vom Genie einer Epoche. Er giebt sich deshalb auch nie als sorgenvollen Gräbler oder titanischen Troger, sondern als Weltmann. Als ein Weltmann mit einer Nuance ins Geheimrätzlich-Gelehrte, ins Malkünstlerische oder ins Kaufmännische.

Auch Messel verdankt seine Leistungen der Zeit und seinen Auftraggebern. Vor Allem aber, neben seiner Begabung, seiner Energie und Konsequenz, also seinem Charakter. Er hat sich der Aufgaben nicht begeistert und als Dichter in Stein und Eisen bemächtigt, sondern als ein Verstand, der die Dinge intellektuell ergründet. Eine „Reflexionsspitze“ ist er (um ein Wort Hebbels zu gebrauchen) und bewältigt die Probleme mit einer Logik, die, realistischer und nicht so metaphysischer Art wie die Van de Velde's, sich langsam nur, Stück vor Stück, aus den Fesseln der Schule löst, alle Bedingungen und Möglichkeiten kritisch abwägt — wobei ein gewisses akademisches Vorurtheil immer noch mit thätig ist — und die auf kaltem Wege einen produktiven Geschmack erzeugt. Das Ergebnis dieser Arbeitsweise wirkt da jedoch, wo es am Besten geglückt ist, wie etwas intuitiv Geschaffenes; sogar ein Ingenieurwerk kann ja wie etwas Empfundenes, nicht Berechnetes erscheinen.

Messel ist im Bezirk der repräsentativen Baukunst Effektiker, auf dem Gebiete der Zweckarchitektur Konstrukteur. Zu Dem, was er unserer Baukunst heute bedeutet, haben ihn die Aufgaben der letzten Art gemacht. Wäre er nur der Erbauer von monumentalen Bankgebäuden und vornehmen Stadtwohnhäusern, so würde er gewiß zu den Besten zählen, sich aber von seinen Kollegen doch immer nur durch Nuancen unterscheiden; durch die geistvollere Art seines Effektizismus. Befreiung und Selbstständigkeit konnten ihm erst die Aufgaben bringen, die soziale Lebensformen da, wo sie sich allein schon deutlich äußern, im Geschäftsleben, architektonisch einzukleiden unternehmen. Messel hatte freilich das große Glück, die rechten Auftraggeber zu finden. Es kommt nicht oft vor, daß der Bauherr seinem Künstler gegenüber nach dem Wort handelt: „Der seltsame Mann will seltenes Vertrauen, gebt ihm den Raum, das Ziel wird er sich zeigen.“ — „Wie der, wie der“ — „Wörterbuch“ 1976

Situation, wenigstens nach außen, begreift, hat zweifellos Stil. Das ist für Messel wichtig geworden*).

Viel wäre nun schon erreicht gewesen, wenn er für das Waarenhaus ein von jeder falschen Dekoration freies Gerüst erfunden hätte; er ist aber dahin gelangt, einen neuen Bautypus zu schaffen, indem er sich selbst an seinen Arbeiten schulte und erzog. Für die Fassade in der Leipzigerstraße fand er das konstruktive Prinzip und bildete mit rücksichtsloser Sachlichkeit das Gerüst. Zur vollen Durchbildung gelangte er hier noch nicht. Die Verbindung von Pfeiler und Dach ist miflungen und später, wie im Schreck vor der mächtigen Wirkung des Gerüsts, zu viel überjährige Dekoration hinzugefügt worden. Die Monumentalität war größer und reiner, bevor die Bronzereliefs, Ornamente und Obelisken angebracht waren. Aber die Grundlage wurde hier geschaffen. In der Fassade der Poststraße ist der Konstrukteur hinter den Künstler zurückgetreten; doch zeigt sich auch deutlich, wie viel der Künstler dem Konstrukteur zu verdanken hat; der Effektizismus ist hier vom lebendigen Wirklichkeitsinn neu befruchtet worden und aus dem Zusammenwirken der Kraft mit dem Geschmack ist ein Werk hervorgegangen, dem in der neueren Baukunst nicht viel an die Seite zu stellen ist. Die dritte Entwicklungsstufe ist nun mit der Fassade des Wertheimhauses in der Rosenthalerstraße erreicht. Hier ist eine Stilhaltung, die Bewunderung abnötigt, hervorgegangen aus dem Bedürfnis und seiner ästhetischen Erkenntnis, aus Nothwendigkeit und Freiheit. Als eine nach gewisser Richtung vollkommene Geschmacksäußerung kann ja das von Messel in der Matthäikirchstraße erbaute Wohnhaus gelten, ein Werk, in dem die Formen des achtzehnten Jahrhunderts so geistvoll modernisirt und die Materialfarben so sicher abgestimmt sind, wie es vorher in Berlin noch nicht gesehen ward; aber in der Rosenthalerstraße stehen wir vor der stärkeren Natur. Wie dort die ganze Disposition dem Stil und den Einzelformen zu Liebe gewählt und einer sehr klugen Schulidee untergeordnet wurde, so ist die Idee des Ganzen hier organisch aus einem ideal erhöhten wirklichen Bedürfnis hervorgegangen. Der gothische Ton, der in diesem Geschäftshaus an klingt, ist nicht akademischer Absicht entsprungen, sondern ein natürliches Ergebnis der Bedingungen und ein Ausdruck wahrer Empfindung. Darum allein auch scheint die Entwicklung des schinkelschen Baugedankens sich hier zum ersten Mal wieder fortzusetzen.

Damit ist nicht gesagt, Messel sei Schinkel persönlich zu vergleichen. Gerade weil bei dem Modernen Alles auf Intellektualität beruht, versagt er oft, wo der Pöhlhellenen, der goethische Jügling eines klassischen Kulturdranges,

*) Randglosse des Herausgebers: Auch für Wertheim, scheint mir; es ist wohl l. in Zufall, daß der große Erfolg die Firma erst in dem Haus krönte, dessen kluge Beacht l. Berlin einzig ist. Wir wollen diese Thatsache nicht unterstreichen; vielleicht entschließen auch andere Firmen sich dann, ihre Baupläne von Künstlern entwerfen zu lassen.

nicht leicht irren konnte; und wo Dieser das Ganze sicher beherrschte und jede Einzelheit darauf bezog, bleibt Jener oft in den Theilen stecken und giebt ein Nebeneinander statt einer Synthese. Daß er, zum Beispiel, an der Fassade in der Rosenthalerstraße vier überflüssige Bildsäulen unter's Dach und in dessen Schatten stellt, beweist einen Mangel an ästhetischer Kultur, der ganz kaum jemals zu überwinden sein dürfte. Noch mehr wird dieser Mangel im Innern seiner Waarenhäuser fühlbar. Dort bietet er, wahrscheinlich in der Erwägung, das Sichere nicht aus der Hand zu geben, bevor er das Bessere dafür besitzt, viel Dekoration-Kompromißwerk, das um so ärgerlicher ist, als auch darin noch ein kräftiger Geist zum Ausdruck kommt. Die Mittel der modernen Malkünstler verschmäht er durchaus. Deren Radikalismus fällt ihm auf die Nerven; er ist, als aufgeklärter Akademiker, ungefähr in der Lage eines Pfarrers, der Demokrat geworden ist, aber aus Berufs- und Klasseninstinkt immer noch dem Geist und den Lebensformen zuneigt, in denen er erwachsen und erzogen wurde. Die Malkünstler haben keine Rücksichten zu nehmen; sie gehen nicht von den Traditionen aus, sondern gelangen, im Gegentheil, erst rückwärts dahin. Messel aber ist ein Schüler der Stilwissenschaften, in langen Studienjahren mit einer frommen Scheu vor der Heiligkeit des historisch Gewordenen erfüllt und nur von seinem scharfen Verstand zu der besonderen Form einer halben Selbständigkeit geführt worden. Diese ist mehr, als vor Kurzem noch zu erwarten war, und auch werthvoller als mancher Radikalen ganze Selbständigkeit, worin oft Leichtsinns und Rücksichtslosigkeit die Miene der Genialität vortäuschen. Auch werden diese schnell Fertigen nur darum nie Baukünstler, weil ihnen gerade die fachliche Schulung fehlt, die Erfahrung, die heute nur auf akademischem Weg zu erlangen ist und die, wie sie Messel zu Dem befähigt hat, was er leistet, ihm auch wieder zur Fessel wird. Dennoch dürfte dieser Künstler dekorativen Zerthümern, wie man sie im Innern auch des neuesten Waarenhauses neben prachtvollen Treppenföhrungen und guter Raumdisposition trifft, bei der Arbeit, die wir von ihm noch erhoffen, nicht mehr verfallen.

Die innere Nothwendigkeit im Schaffen Messels wird durch die Thatsache erwiesen, daß er Nachfolger hat. Wenn ihn auch Keiner erreicht, Keiner ihm noch nur nah kommt, so setzen sie doch das Prinzip in gesunder Weise fort. Fassaden, wie Bredlauer & Walther sie für Geschäftshäuser gestaltet haben, wären vor Messel unmöglich gewesen. Doch genügen die wenigen Vorbilder, die dieser starke Arbeiter bisher schaffen konnte, in der unendlichen Verirrung unserer architektonischen Begriffe noch nicht; es wäre sehr zu wünschen, daß er, der einzige berliner Baukünstler großen Stils, seine sich von Werk zu Werk steigende Kraft an mancher neuen Aufgabe noch versuchen könnte, damit auch für andere Bedürfnisse Bautypen geschaffen werden, deren Logik den Nachfolgern kein Ausweichen gestattet.

Die Verwaisten.

Es war um die Abendzeit. Nur der höchste Gipfel eines Berges strahlte noch röhlich. Das kam aber nicht von der Röthe des scheidenden Tages, sondern von einem Gewitter, das sich dort oben lautlos entlud.

„Seit er uns verlassen hat, ist's, als hätte die Natur ihre Stimme verloren. Stürme gehen stumm über uns hinweg, Regen strömt tonlos, wie heimlich vergossene Thränen, nieder und die Lerche erhebt sich zwar in die Lüfte, singt aber nicht.“

Die Frau, an die diese Worte gerichtet waren, nickte. Sie kauerte auf der Schwelle eines dürftigen Häuschens, in ein langes, schleierartiges Gewebe gehüllt. Von Zeit zu Zeit griff sie nach der dunklen Umhüllung, um sie tiefer in die Stien zu ziehen. Dann entglitt, leise klirrend, Etwas ihren Händen. Der Mann, der neben ihr lehnte, richtete bekümmert den Blick auf sie. Er mochte, den Jahren nach, ihr Sohn sein, konnte aber auch als ihr Urenkel gelten. Sie schien aus einer Welt zu stammen, in der es keine Zeitberechnung, keine menschlichen Maßstäbe giebt. Ihr bleiches Gesicht mit seinen tausend und abertausend Linien und Furchen, die, wie feine Narben, Stirn und Wangen bedeckten, erschien uralt und fremdartig. Es glich der Erde, die man von einer Höhe aus betrachtet und deren glatte Oberfläche Flüsse, Meere und Abgründe zerrissen haben. Es redete eine Sprache, die erschütterte, den Obem benahm, Schauer durch die Adern jagte. Und unter dieser schrecklich verwundeten und langsam vernarbten Stirn blickten zwei Augen hervor, groß, farblos, flammend ohne Flammen, lebend ohne Leben, Monde, die selbst tot sind und von irgend einer geheimnißvollen Sonne ihr Licht erhalten. Meere von Thränen mußten aus diesen Augen gestossen sein, bevor sie so wurden. Der fast lippenlose, zusammengepreßte Mund schien einst einen Schrei ausgestoßen zu haben, so fürchterlich, daß das Roth der Lippen unter ihm erblich, daß ihre Pfülle verdorrte, wie der Rosenbusch, auf den das Feuer des Blißes niederfährt.

Der Mann fuhr sich durch das angegraute Vordenhaar. „Der See will keine Fische mehr geben und die Weinstöcke sind unfruchtbar geworden. Was soll aus uns Allen werden? Etliche sind unter uns, die so lange in die Wolken gestarrt haben, bis sie dem Erblinden nah waren. Aber sie haben ihn nicht empföh.“

Die Frau hob die bleichen Rindaugen zu ihm auf. „Sucht nicht! Wartet! Die Wolken bringen ihn Euch nicht. Ein Anderes muß kommen.“ Sie schwieg; dann sprach sie, wie im Traum: „Er hat verboten, zu fragen. Er war stark genug, die Last des Geheimnisses zu tragen, in dem er wandelte. Ihm war die Zukunft ein kleines Kind, das Alles ausplaudert, was es weiß; er hat es gehätselt und gesegnet, aber wir Anderen konnten die Sprache des Kindes nicht verstehen.“

„Rein!“ Der Mann senkte die schwermüthigen Augen zur Erde. „Ich glaube selbst: ganz verstanden hat ihn kein Einziges auf Erden. Es war ihm auch gar nicht darum zu thun; er wollte die Wirkung herbeiführen. Er, die Ursache,

zog sich in dichtes Gewölk zurück. Haben aber Menschen Etwas von seinem Wesen gahnt, dann waren wir Elf es, wir, deren Kreis Du als Zwölfte schließt.“
Sie antwortete nicht.

Am Himmel zogen Blitze hin, von heiseren Donnern begleitet. Schwül brütete es in der Luft. Baum und Strauch ließen Blätter und Blüthen hängen, wie Kreaturen, die gleichgiltig ins Leben starren.

Das Haupt des Weibes hatte sich auf den Gegenstand herabgesenkt, den ihre Hände im Schoß umfaßt hielten. Der Mann richtete seine Blicke von des Erbe auf sie. Es lag plötzlich wie Drohung in ihnen.

„Hast Du von dem Teppichweber vernommen, der sich brüstet, ihn besser zu begreifen als wir Alle?“

„Ihm soll er erscheinen sein.“

„Glaubst Du? Du? Weßhalb sollte er den Fremden bevorzugen, ihm mehr offenbaren als Dir, die ihm das Leben gegeben, als mir, den er Freund genannt, dem er vergönnt hat, an seiner Brust zu ruhen?“

„Sein Handeln war nie so, wie wir erwartet haben. Das aber, was jener Saulus auslegt, lautet anders als Alles, was unser Ohr je vernahm.“

„Ganz anders,“ rief der Mann lebhaft; „das große Herz fehlt, das wir durch seine Worte pochen hörten; die Güte fehlt, die zu den im Geist Armen niederstieg, um sich ihnen verständlich zu machen.“

„Du hast Recht“, sagte sie ruhig.

„Und weißt Du, was ich glaube? Ich glaube, wenn wir Zwölf fortgegangen sein werden, dann wird kein Mensch mehr leben, der die Lehren des Entschwundenen so auffaßt, wie er sie aufgefaßt haben wollte. Er hat das Menschenherz zum Ausgangspunkt und zum Endziel seines Strebens erkoren und sie, — sie werden ihre ganze Kraft aufwenden, um den Geist zu schulen und zu vergöttlichen. Der Teufel des Hochmuthes wird sie bethören, Mißverständnis sie in die Irre locken.“

„Laß sie! Seine Liebe ist groß genug, auch der Verirrten sich zu erbarmen.“

Der Mann schwieg. Er sah auf die Frau mit den tausend Furchen, den Narben der Seele, im bleichen Gesicht; von der großen Ruhe, die aus ihren Schleiern hervordrang, fühlte er sein leidenschaftliches Gemüth besänftigt.

Wie eine geheimnißvolle Königin, hoch über alles Menschenmaß erhaben, saß sie da, in den Augen die Flammen einer unsichtbaren Sonne, in der Demuth des gesenkten Hauptes die Majestät der Herrscherin, auf deren Scheitel ein Gott die Krone der Unsterblichkeit gedrückt hat.

Und der Mann bengte das Knie und wollte in Ehrfurcht ihre Hand ergreifen. Da entglitt mit leisen Klirren, was sie umfaßt gehalten.

Es waren drei Nägel.

München.

Maria Janitschek.



Bußthränen. *)

Er ligt alt und krank und lombt sich für geschlagner denn Hiob.

Ode Jambica.

Dun bin ich fast schon siebzig Jahr,
das Leben hat mich wie zerfchmissen;
bald weiß kein Mäntsch mehr, wer ich war,
kaum drohstet nachts mich noch mein
Kissen.

Der Welt ihr Seiffen-Ball zerprang,
mein Lauten-Spihl ward Harffen-Klang!

Ich bin auß Staub und muß vergehn,
kein Bisam-Bürgen wird mir nützen.
Was soll mir Rom noch und Athen!
Von fern her seh ich Salem blißen!
Nur Eins wird noch von mir gepreißt:
Die große Kunst, die Stärben heiß!

Mein Leib, diß für so süße Hauß,
ligt spall darnieder, fast zerbrochen,
die Adern traktueten ihm auß,
ich hänge kaum noch in den Knochen.
Mich krümmt der Grief, mich narbt die
Sicht,

erbärmlich bin ich zugericht!

Allnächtlich dappt er sich schon für,
der alte außgefeimte Kaffer.

Bald knagt die Diehle, bald die Thür,
der Wind heult hohl vom Stoppel-Äffer.
Iht bocht es an und will herein —
mir gräßt ins innerste Gebein!

Was würde straffs mit mir geschehn,
wann meine Augen iht verrönnen?

Der allerweisseste Galen
hat nichts darvon verrachten können.
Da hülfst kein Jammer, kein Geschrey,
mein Herz ist ganz davon entzwey!

Eins ist mir sicher und gewiß:
acht Bretter werden mich umbhängen,
Egyptens schwarze Fünfterniß
wird wie auß Sonne seyn dargögen!
Mein Fleisch, das läderlich gepraßt,
fällt dan als Wurm- und Schlangen-
Maß!

Zwar das gecheute Testament
verheißt uns dröhlich die Posaune:
uns weßt, wenn Alles sich gewendt,
die gleichsahru himmlische Karthause.
Sey sein Gebein auch lengst zerhäußt,
der wied erhöht, wer dran gegläußt!

Doch selbst gesetzt, daß diß geschicht,
ich war ein arger Satans-Brahten,
vihleicht so hält sich das Gericht
an meine nichts wie Frefel-Dhaten.
Die Zunge kläßt mir und verdorrt,
dan schlufft mich ein der Schwefel-Port!

Ein Kabe drauß froßt crass crass.
Wer weiß, ob ich ihn rächt verstehe?
Ob ich diß volle Stunden-Glas
noch ein-mahl abgelossen sehe?
Ob sich das blanke Morgen-Licht
noch ein-mahl umb mein Lager sicht!

O HERR, wie drückst auß mir Dein
Zoch!

Nein, nein, ich will nicht läppisch stennen!
Nur ein-mahl, ein-mahl, ein-mahl noch
laß mir Dein lihbes früh-Roht brennen!
Der Himmel schnarcht, die Hölle wacht,
verliß mir nicht, du Glaubens-Dacht!

*) „Dasnis, lyrisches Portrait aus dem siebenzehnten Jahrhundert“, heißt ein Buch, das Kno-Holz in diesen Tagen bei R. Piper & Co. in München erscheinen läßt. Eine Probe wird zeigen, wie gut der merkwürdigen Sprachkunst des Herrn Holz wieder der Ton der Zeit gelungen ist. Dieses allerliebste ausgestattete Büchlein kostet nur eine Mark.

Er erwacht in den spähten Herbst-Morgen.

Ode Jambica.

Der trübhe Morgen dunkelt,
 der Dag bricht kaum schon für,
 mein Lämpgen sprüht und fundelt,
 ich fühls, noch horcht wer vor der Thür.
 Noch ist er nicht verwichen,
 ich schließ, er hat gewacht,
 mit Augen lengst verblichen
 stund er die ganze Nacht.
 Sein Seiger sauß, die Stunden rinnen,
 sey, wer Du seyß, Du mußt von hinnen!

Ich soff und hab gefrößen,
 gehurt mit nichts als Paff,
 mit Truddeln und mit Trößen
 behing ich dihsen Maden-Saff.
 Wein, Weibridhins und Karten,
 nichts war mir ji zu bundt,
 mein Hieber hieb sich Scharten
 in manchen Lumpen-Hund.
 Noch Keinen hat man so bedrossen,
 allein — wie ist das abgelossen!

Schloßweiß sind meine Brauen,
 mein vor so froher Mund
 ward for mir selbst zum Grauen
 ein zubeckfetter Abgrunds-Schlund.
 Mein Rücken hängt gebogen,
 ich frige kaum mehr Luft,
 mein Mercks säult aufgefogen,
 mein Fleisch räncht nach der Brust.
 Ich könne würcklich nicht mehr wider
 mein fürmahls stolzes Pfau-Gefühder!

Morbonens giftige Schlangen
 umbringeln mir mein Stroh,
 kaum ist so ergangen
 selbst jenem armen Lazaro.
 Fast ward ich schon zum Kinde,
 fast such ich nur noch Den,
 für dem die Würbel-Winde
 sanft wie die Zefers gehn.
 Sein Eyffer-Grimm auff mich, sein
 Wähten
 läßt sich durch nichts von mir beglühten.

Für meine Dhrenodieen
 verstopft Er sich sein Ohr,
 umbsonst auff beyden Knien
 rutsch ich Ihm biß fürs Pärken-Dhor!
 So sehr ich mich auch sträube,
 ich Keim, ich Mist, ich Koht,
 Er gläubt nicht, daß ich gläube,
 und läßt mich meiner Noht!
 Kein sündig Herz daugt nicht zum Tempel,
 dihs lehrt mein drauriges Exempel!

Er ringt mit ihme, wie mit ihme fürmahls jener alte Erht-Vatter
 Jakob rang.

Ode Jambico-Trochaica.

Nein, nein, ich lasse Dich nicht loß!
 Ich gläube ja, ich gläube!
 Errette mich in Deine Schooß,
 darmit ich nicht verstäube!
 Auß des Satans effler Schule
 sih mich hihr für Deinem Stule,
 ohnerhöht ist meine Noht,
 hüß es, schläng ich Gassen-Noht!

Fast ward ich schon wie blind und taub,
 laß, laß Dich drümb verfühnen
 und gön mir Deinen Sternen-Staub,
 drauß keine Gräber grünen!
 Motten, Modder, Wuhst und Schimmel
 dausch mir gnädig for den Himmel,
 daß mich nicht nach forther frist
 nichts als bloß die Fäulung frist!

Dor warst Du mir ein Spihl, ein Spott,
 Dein Wort stund mir auff Schrauben,
 kein Plato soll mir iht Dich, Gott,
 kein Socrates mir rauben!
 Ohn auch nur auff Dich zu hören,
 liß ich mich durchs fleisch bethören,
 läuderlich war ich gesinnt,
 durch und durch ein Sodoms-Kind!

Verrüchter war ich wie kein Thier,
 for Lieder piß ich Joten
 in meiner brännenden Begihr,
 dreyn alle Lüste lohten!
 Dem Catonischen Gelichter,
 hieb ich qwer durch die Gesichter
 jeglicher Enthaltung-stand
 war mir gänzlich unbekand!

Iht bin ich bloß noch Haut und Bein,
 mein Herz kan kaum mehr schlagen,
 mein schwarzer allerlehter Schrey
 steht schon auff seinem Schragen.
 Nacht for Nacht auß meinen Kissen
 schreckt mich zittrend mein Gewissen,
 Grauen wirfft mich, Angst und Schweiß,
 gibb mich nicht den Würmern preis!

Seit zwey mahl tausend Jahren schon
 lobsingn Dir Diorben;
 sey nicht umbsonst durch Deinen Sohn
 am Creutz for mir gestorben!
 Mach, daß ich nach dihsrer Erde
 ganz mit Dir vereinigt werde,
 daßt mich gleich der Leichen-Stein,
 laß es nicht for ewig seyn!

Wilmersdorf.

Auß Gold und Pärlen blitzt die Stadt,
 gepflastert mit Tublonen,
 kaum sehn sich an ihr selbstn satt
 die englische Sqwadronen!
 Jedem; der durch Deine Gnade
 Jesum fand im Wasser-Bade,
 wird dort einstmahls seine Haut
 widerlumb neu anverdraut!

Wie freudig werd ich im Verein,
 sobald ich dort gelendet,
 mit Dach und Opitz Gloria schrey
 weil Alles sich gewendet!
 Nichts bleibt unterm Reichlach liegen,
 Alles werd ich wider krigen:
 Ohr und Nase, Mund und Kinn,
 jedes kleinste Knöchelchin!

Das steht ganz durchauß und gewiß
 durch Deine Schrift verheissen,
 Du wirst umb einen Apfel-Biß
 mich nicht ins Feuer schmeissen!
 Dodt, Du Teuffel, Deinem Drachen
 spey ich mitten in den Rachen:
 bald bin ich dahin gelangt,
 wo mein Haupt mit Krohnen prangt!

Dan jauchz ich wider frisch und roht,
 o freuden-volle Pfründe!
 Was wäre dihsrer Leib auß Koht,
 wenn ich nicht aufferstände?
 Erst zwar drifft mich noch Verwesung,
 doch fordan folgt die Genesung,
 denn ich weiß es iht als Christ,
 daß der Dodt mein Leben ist!

Arno Holz.



Hibernia.

Eine noch schöne und schon kluge Dame hatte mir geschrieben, sie sehe nicht gern, daß ich mich mit der „gräulichen Hibernia“ so plage. „Wichtig ist die Sache ja; und was Sie sagen, leuchtet mir um so leichter ein, als ich die Hauptpersonen ein Bißchen kenne. Doch liest man täglich, es handle sich um einen Kampf gegen den Eigennutz des Großkapitals, einen Krieg für die heiligsten Güter des Staatslebens. Und mein seit zwei Jahren mündiger Herr Sohn ist mit Ihrer Auffassung gar nicht einverstanden. Der ist freilich hoher Staatsbeamter, sehr für Autorität, also nicht unparteiisch. Aber sind Sie auch diesmal sicher auf der richtigen Seite?“ Die Warnung blieb nicht vereinzelt. Und weil man jede Gelegenheit zur Nachprüfung seines Urtheils nutzen muß, beschloß ich, der für den siebenundzwanzigsten August einberufenen Generalversammlung beizuwohnen. Ein Staatsskandal, der in Preußens Geschichte kein Vorbild hat. Seit Wochen wurden wir mit Lügen gefüttert. Auf dem Schlachtfeld mußten die Nebel sinken. Man konnte die kaum noch erforchtete Taktik moderner Finanzkriege in der Nähe studiren und durfte hoffen, ein paar interessante Menschen zu sehen. Solche Möglichkeit bietet nicht jeder Tag. Ich erwarb also eine Aktie (im Nominalwerth von sechshundert Mark) und fuhr nach Düsseldorf. Fuhr über Radesheim, den Rhein, den ich nicht kannte, hinunter und hatte bei Königswinter noch Muße, mich an der Morgenschönheit des Siebengebirges zu freuen. In neunzig Jahren, seit mit dem Großherzogthum Berg auch die Hauptstadt an Preußen kam, war in Berlin nicht so viel über Düsseldorf geredet worden wie in diesen Augustwochen. Eine große Stadt von behaglichem Reichthum, doch ohne deutlich erkennbare Individualität. Vor dem Rathhaus, in dem der geschickte und moderne Oberbürgermeister Marx herrscht, ein prachtvolles Reiterstandbild des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz; die feinste Patinirung, die zu erträumen ist, und trotz der Erinnerung an Verrocchios Colleoni ein Wunderwerk plastischer Kraft. Unbegreiflich, daß ein an solcher Kunst — das Denkmal steht seit 1711 — geschulter Blick den alten Wilhelm und den Moltke erträgt, die nah beim Rathhaus in Stein gemeißelt sind. Am Rhein, hinter der Akademie, die Gartenbauausstellung. Auch hier entzückliche Säulen, Monumentalbrunnen, Stuckpaläste. Aber ein entzückendes Gärtchen, das Herr Professor Peter Behrens, der uns von Düsseldorf leider weggeschleppte Direktor der Kunstgewerbeschule, in einem durch sein Temperament gefärbten griechenstil angelegt hat. Ein anderer Professor, Herr Röber, hat den schönen Ausstellungsplatz mit mancherlei Reizen geschmückt. Da giebt's,

außer Blumen jeglicher Art, noch Vieles zu schauen. Japanisches Theater, indische Gaukler, Hungerkünstler; ich glaube, sogar der Endkampf zwischen den Giganten Koch und Eberle wird in der Arena am Rhein ausgekämpft werden. Und schon jetzt kann man das Schönste genießen: eine Kunstausstellung, wie ich sie in Berlin niemals sah. Die Meisterwerke Schongauers und Lochners, Rembrandt, Cunn, Hals, Cranach mit selten gezeigten Kostbarkeiten vertreten, sehr starke Zuloagas, merkwürdige Gipsstudien von Rodin und das Ganze auf einem Niveau, vor dem die Manager der Großen Berliner beschämt stehen müßten. Zum Teufel mit der gräßlichen Hibernia! Hatte die Warnerin nicht am Ende doch Recht? Ich will die böhmer Meister, die Niederländer genießen und schauen, was in den deutschen Kunstprovinzen heute geschaffen wird. Ich will; darf aber nicht. Bin ja nicht zum Vergnügen hier. Die Pflicht winkt mit knöchernem Finger. Zurück also in den Breidenbacher Hof, der mich herbergt und in dessen Festsaal die Schlacht um zehn Uhr morgens beginnen soll.

Die Führer des Röllnerhaufens, die Männer der Dresdener Bank und des Schaaffhausenschen Bankvereins, hatten, wie sich gehört, ein anderes Lager bezogen. Sie wohnten, mit ihrem Juristenstab, im neuen Parkhotel. Früh schwirrten allerlei wirre Gerüchte auf. Kommts überhaupt zur Schlacht? Bankdirektoren, die in so vielen Concerns zusammensitzen, haben an wildem Feldstreit wenig Freude und finden stets den Weg zur Verständigung. Der Anwalt der Hiberniapartei, Herr Justizrath Friedrich Ernst, ist nicht hier; der Berather der Dresdener, Herr Justizrath Maximilian Kempner, der berlinische Waldeck-Roussseau, ward aber schon um Sieben vor dem Volkfedenthal in lebhaftem Gespräch mit Herrn Karl Fürstenberg, dem Hauptinhaber der Handelsgeellschaft, gesehen. Friedensschluß, ehe noch das Treffen begann? Zwei so helle Köpfe würden leicht einen modus vivendi erfinden. Von meinem Fenster aus sah ich sie wandeln, Halt machen, weiterfahren. Sah links aber auch in Niesenlettern die Firma Gutmann & Co. vom Schild eines Waarenhauses herniederglänzen. Gutmann . . . Der kommt sicher nicht an den Rhein. Ob Kempner aber, der als Jurist, ein Allumsasser, sämtliche großen und mittleren Banken beräth, heute wirklich als Statthalter gutmännischer Macht auftritt? Wahrscheinlich wählt er die Politik wohlwollender Neutralität, über die weder Japan noch Rußland mit Zug klagen kann. Und als erfahrener Psychologe wird er wohl kaum den Versuch machen, die Häuser Gutmann und Fürstenberg gerade heute, noch vor Neujahr 5665, zu versöhnen. Nein. Don Carl wird seinem alten Freunde Eugen die sichere Niederlage nicht ersparen. Und wenn er selbst ins Schwanken gerieth, würden die rheinischen

Großindustriellen, die aus härterem Stoff sind, nicht den Befehl zum Rückzug geben. Denen ist's nicht nur ein Geldgeschäft. Die kämpfen für ihr Werk, ihre Unabhängigkeit. Die Bankherren könnten auch an den Staatsgruben verdienen; vielleicht mehr als bisher: denn ihre Intelligenz ist stärker als die kommerziell unerfahrener Behörden. Was aber thaten die Schöpfer der irdischen Industrie, wenn der Fiskus sie aus ihrer Lebensarbeit drängte? Sie wären entthronte Könige. Keine Möglichkeit, noch zu wirken, zu schaffen. Nein: diese Männer werden nicht nachgeben, werden, auch wenn man ihnen höheren Preis und artigere Behandlung bietet, als dervom Right Honourable Eduard Arnhold hypnotisirte Herr Möller es that, sich nicht ins Joch zwingen lassen.

Da sitzt, am Vorstandstisch, Einer aus ihrer Reihe. Berggrath Behrens, Generaldirektor der Hibernia. Ein abgezehrtes, quittenfarbiges Gesicht. Dieser Mann war in seinem Leben nie krank, war noch im Juli kerngesund. Der Streich des Herrn Möller hat ihn hingeworfen. Schwere Selbstucht. Er kann sich kaum rühren, muß sich oft, am Arm eines Dieners, aus dem Saal schleppen, wollte hier, bei der Entscheidung, aber nicht fehlen. Und sein Arzt sagte, er könne für die Folgen nicht einstehen, wenn Behrens in seiner Erregung der Versammlung fern bleibe. So sind diese Menschen; doch nicht nur Ausbeuter und Profitwütheriche, wie man nach den Sozialistenblättern glauben möchte. Diesem Mann ist sein Bergwerk ein Jahre lang mit zärtlicher Sorge betreutes Kind, ist Jeder, der's ihm rauben will, ein Todfeind. Mit rothiger, fast tonloser Stimme fängt er zu reden an. Läßt zuerst die Ziffern sprechen. Wir ernähren fünfzigtausend Menschen, zahlen an Staat und Kommunen jährlich über neunhunderttausend Mark Steuern, tragen soziale Lasten, die im vorigen Jahr die Summe von 1 384 075 Mark erreichten, fördern 4 624 128 Tonnen Kohle und 525 189 Tonnen Koks. Die Hibernia gedeiht also. Und dieses blühende Kind will man uns ablisten. Seit Monaten konspirirt die Regierung mit einem Bankhaus, um unser Werk unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Wir haben von diesem Angriffsplan erst aus den Zeitungen erfahren. Schon diese Thatsache mußte uns tief verlegen. Und als die D^rerte dann endlich kam, bot sie den Aktionären für ihren Besitz keinen irgendwie ausreichenden Ersatz... Der Kranke kann nicht weiter. Herr Fürstenberg muß für ihn eintreten und die Begründung des Antrages verlesen, das Kaufgebot des Staates abzulehnen. Die Hibernia habe in den letzten sieben Jahren, bei ungemein großen Abschreibungen, eine Durchschnittsdividende von 12,07 Prozent gewährt, habe im Norden jetzt neuen Besitz erworben, dessen Ertrag in der Ministerialrechnung gar nicht berücksichtigt sei, und der gebotene Preis

entspreche deshalb nicht den Gewinnchancen des Unternehmens. Das hatten wir schon gelesen. Nun aber horcht Alles auf: Herr Geheimrath Emil Kirdorf hat das Wort; der Leiter des Kohlen-Syndikates, der schon vor der Versammlung in zwei knappen Briefen die vagen Behauptungen des Handelsministers als unhaltbar erwies und jetzt sicher nicht Lust haben wird, Chamade zu schlagen. Ein von Klugheit und Willenskraft durchleuchteter Kopf; Etwas von dem dämonischen Kleinbürgerwesen Buonarottis. Im Saal sitzen die Herren Daniel und Hugo Stinnes; Herr August Thyssen, der vierte Bergkönig, ist, weil er mit Schalks-Gelsenkirchen zu thun hat, nicht erschienen. Kirdorf spricht. Der Mann, dem die Einigung dieser trohigen, kantigen Millionäre gelang, muß mehr sein als ein geschickter Industrieller, viel mehr selbst als ein achtbarer Diplomat. Daß er mehr ist, zeigt auch seine Rede; die wirksamste des langen Tages. Jeder Satz strömt von Persönlichkeit, hat den Ton stolzer Wahrhaftigkeit und majestätischen Menschenverstandes. Kleine Heuchelei und Mädelerei wird verschmäht und die Raze mit ruhigem Selbstgefühl eine Raze genannt. Die Angaben und Argumente Theodors des Großen werden in Fetzen gerissen. Was will der Minister eigentlich? Einfluß aufs Syndikat? Im vorigen Jahr habe ich ihm — ob er's leugnen läßt, ist gleichgiltig; was ich sage, ist erweislich wahr — nicht nur den Eintritt, sondern sogar das Vetorecht gegen unsere Preisbestimmung angeboten. Er wollte nicht. Jetzt will er. Weil er vor dem Gespenst eines Montantrusts zittert. Am neunundzwanzigsten Juli habe ich ihm bewiesen, daß dieser Zeitungspuk nicht zu fürchten sei. Die Antwort lautete, er sehe ein, daß man ihn falsch unterrichtet habe, doch der Stein sei nun einmal im Rollen und nicht mehr aufzuhalten. (Eine ganze Weltanschauung. „Ich habe zwar nach einem falschen Ziel geschossen, muß aber weiter danach schießen, weil ich mal angefangen habe und meinen Fehler nun nicht zugeben darf“. Ein allerliebste, ungemein staatsmännisches Raisonnement. „Auch eine Excellenz“, pflegte Bismarck von solchen Ministern zu sagen.) Der Besitz der Hibernia sichert dem Staat noch lange nicht den Einlaß ins Syndikat. Das könnte, nach seinem Statut, verlangen, daß er mit all seinen Bergwerken, sogar den ober-schlesischen, eintritt oder out in the cold bleibt. Eine Ausnahme wird man für die Regierung, die uns wie den Erzfeind behandelt, nicht machen. Ich verstehe die Haltung des Ministers nicht, den ich im vorigen Jahr, ohne Gegenliebe zu finden, liebend umwarb und der jetzt den Einlaß unter ungünstigen Bedingungen von uns erzwingen will. Trotz allen Dementis bin überzeugt, daß die Absicht ist, den ganzen Bergbau im Gebiete des Niederrheins, der Ruhr, Emscher und Lippe zu verstaatlichen. . . Das Alles wird mit

bescheidener Ruhe gesprochen. Kein heftiges Wort. Wer nur die Oberfläche sieht, die schmale, fehnige Gestalt im einfachen Jacketanzug, den hageren Kaufmannskopf, könnte glauben, hier rede ein kleiner Aktionär. Dem aber würde die Hundertschaft nicht so andächtig lauschen. Und ein Nebensatz, eine Parenthese nur in der knappen Darstellung, müßte auch den Fremden die Art dieses Mannes erkennen lehren. Wichtig ist ja, sagt er, daß ich zunächst nur für meine Person mit dem Minister verhandeln konnte; so aber habe ich alle Syndikatverhandlungen geführt, und da mir in keinem Fall, ohne Ausnahme, die Zustimmung meiner Freunde gefehlt hat, durfte ich gewiß sein, daß auch diesmal die zum Syndikat vereinten Herren mit mir gehen würden. Daniel und Hugo Stinnes (mit dem selbst die pffligsten Berliner nicht gern Kirichen essen) hören die Rede; Thyssen wird sie spätestens morgen lesen. Herr Kirdorf aber spricht gelassen aus, daß er die Wege gesucht hat, auf die ihm diese Männer folgten. Er weiß, was er wagen darf, und fürchtet nicht Mißverständnis noch den Schein tränkender Ueberhebung. Auch nicht den Zorn öffentlicher Meinung. Er würde lachen, wenn man ihm vorwürfe, daß er hier sein Interesse, das seiner Klasse vertritt. Natürlich vertritt ers. Welches denn sonst? Er hat in seinem Leben Etwas geleistet, glaubt also auch an den Wirthschaftswerth persönlicher Leistung und spricht von den sozialistischen Neigungen der Parlamentsmehrheiten, auf die sich die Regierung stütze, wie von einer Epidemie, in deren unaufhaltames Wüthen man sich einstweilen ergeben muß. Männer dieses Schlages haben das Recht, im selbst gebauten Haus ihres Individualismus zu wohnen. Sie kennen den Demos, kennen das geheimnißvolle Ding, das sich Staat nennt, und wissen, daß von Beider Wirken fürs höchste Glück der Erdenkinder nicht viel zu erwarten ist.

Schon in der ersten Stunde wurden wichtige Fragen aus Politik und Wirthschaft gestreift. Bringt die Konzentration der Betriebe und kapitalistischen Kräfte Heil oder Unheil? Bis zu welcher Grenze darf die Macht des Staates heute das Besitzrecht der Bürger drängen? Ist die nothwendige Auslese der Tauglichsten in Deutschland möglich, wenn der Staat das Gebiet seiner Allgewalt noch weiter dehnt und seiner rückständigen Verwaltung auch die Wirkensprovinzen unterwirft, in denen persönliche Tüchtigkeit bisher Deutschlands Weltrang erstriet? Große Fragen. Gehts in diesem Stil fort, dann braucht man das frühe Scheiden von Schongauers Madonna im Rosenhag nicht zu bedauern. Doch die Hoffnung wird enttäuscht. Keine tiefer dringende Erörterung mehr, kein widerhallendes Wort. Zwei Persönlichkeiten sahen und hörten wir. Jetzt rücken die Taktiker vor und ein Buschkrieg beginnt, der nur interessirt, weil die Angreifer unter der schwarzweißen Fahne fechten.

Sie wird noch nicht entrollt. Der Feind läßt das Gelände erst durch verummte Patrouillen aufklären. Die Vertreter zweier kleinen berliner Firmen, die von Gutmann & Co. den Auftrag erhielten, eine Schwächung der Syndikatsarmee zu versuchen, bereiten den Angriff vor. Nicht allzu geschickt. Sie betheuern ihre Unparteilichkeit: und Jeder sieht, daß sie von den dresdener Häuptlingen Instruktionen einholen und pantomimische Weisungen empfangen. Die Offerte des Ministers sei freilich nicht annehmbar; aber man solle hübsch weiter verhandeln, um einen höheren Preis herauszuschlagen. Die Tungen, die wie ein Wespenschwarm in die Moskowiterrichen brechen, machen ihre Sache besser. Herr von Eynern, der nationalliberale Abgeordnete, der den ersten Theil der Verhandlungen leitet, wehrt dieses Geplänkel mühelos ab. Schon aber merkt der Fremdling, wie aufgereggt all die Herren sind, die er für kühle Geschäftsleute hielt. Der alte Eynern wird ganz hitzig, als er die Behauptung hört, Maybach habe seinen Verstaatlichungsplan mit ähnlichen Mitteln gefördert wie Möller. Und Herr Justizrath Winterfeld, der nach ihm präsidiert, kann seinen Zorn noch weniger verbergen. Ich sah zum ersten Mal in einer Generalversammlung und hatte das Gefühl, daß es nützlich wäre, wenn in solcher Interessentenversammlung der Vorsitz einem Unparteiischen anvertraut würde. Den Mann, der da oben thront, darf nicht der Verdacht streifen, er lasse sich von dem Gedanken an seine Aufsichtsrathstämgen stimmen. Ruhigen Gemüthes scheinen von allen Matadoren nur die Herren Schwabach und Fürstenberg. Der beneidete Chef des Hauses Bleichröder sieht, mit seinem feinen, müden Orientalenkopf, aus, als läse er lieber Menans Kapitel über den Ecclesiastes als einen Geschäftsbericht. Und der Senior der Berliner Handelsgesellschaft blickt aus runden Augen, wie ein uralter, furchtbar kluger Fabelpapagei, auf das Getümmel herab und preßt, unter dem noch nicht ergrauten Bart, die Zähne zusammen, damit von den unzähligen Wigen, die sein rasch und lustig assoziirender Geist gebiert, nicht etwa einer zu unrechter Zeit auf die Lippe gelangt. In den Pausen erleichtert er sich. Hat für Jeden, der ihn wichtig dünkt, ein angenehmes Wort, eine blühende Guirlande, schwichtigt hier, stimulirt dort, löscht mit behutsamem Finger glimmende Dochte, ist, je nach Bedarf, Stratege und Vermittler, Rynifer und bon enfant und läßt in jeder Gruppe mindestens eine Rauchfugel steigen, der Alles lachend nachstäunt. Eine bewundernswerthe Vitalität und eine Gewandtheit, die in keiner Fährniß verjagt. Man begreift, was geleistet werden kann, wenn solche Köpfe im Bund mit naiven Willensmenschen vom Schlage Kirdorfs die Arbeit besinnen. Dieses Kaliber ist im Saal

sonst freilich nicht sichtbar. Die anderen Großbanken haben keinen Direktor aufs Schlachtfeld geschickt. Die Deutsche Bank wollte sich nicht an der Niederlage der Rivalin weiden und die Herren der Diskontogesellschaft, die gern vor der Regierung scharwenzeln, hielten wohl für klug, hinter der Front zu bleiben. Und der dresdener Generalissimus, der Geheime Oberfinanzrath Waldemar Mueller, macht zwar den Eindruck eines energischen, geschickten und tüchtigen Mannes und ist jedenfalls viel seriöser, gebildeter und zuverlässiger als sein Kollege Gutmann, steht aber, mit gebundener Marschrouten, auf einem ungünstigen Posten, und ist, trotzdem seine Nerven in dicken Fleischpolstern liegen, so erregt und reizbar, daß er sich nicht recht zur Geltung zu bringen vermag. Wirkt, im geblichen Reiseanzug, auch nicht gerade dekorativ; und steckt, wie weiland unser Staatskölter, wenn er spricht, beide Hände tief in die Taschen der vertragenen Hose. . Man hat Zeit zu solchen Beobachtungen; denn die Sache ist noch nicht an die Triarier gekommen. Was erwartet wurde, geschieht. Die Dresdener wünschen Vertagung, finden ihrem Wunsch aber nur schwache Gründe. Sie konnten sagen: „Vorstand und Aufsichtsrath legen uns mit anderen Drucksachen einen Brief des Handelsminister vor und fordern uns auf, das darin enthaltene Angebot abzulehnen. In diesem Brief wird der Vorstand ersucht, die Generalversammlung über ‚den Entwurf eines die Einzelheiten regelnden Vertrages‘ abstimmen zu lassen. Wo ist dieser Vertrag? Ein Brief genügt nicht zu so wichtiger Entscheidung. Wir müssen genau, bis ins winzigste Detail, wissen, was uns geboten wird, und können Annahme oder Ablehnung erst beschließen, wenn der Vertrag in unseren Händen ist“. Auch damit wären sie, gegen den sorgsam erwogenen Wortlaut der Tagesordnung, wahrscheinlich nicht durchgedrungen; immerhin hätte es besser gewirkt als eine Häufung kleiner Ehicanen. „Wir sind gewissenhaft, können, wo es sich um das Wohl oder Weh unserer Mandanten handelt, gar nicht zu gewissenhaft sein und erwarten auch von den Gegnern, daß sie keinen Beschluß fassen, ehe der Vertrag eingetroffen und geprüft ist.“ *Cela ne rate jamais*. Die Antwort wäre nicht bequem gewesen. Doch der Rath der Drei hat eine andere Taktik gewählt. Die Patrouillen werden zurückgezogen, die Führer, mit dem Gros der Artillerie, ins Treffen geschickt. Und nun muß die Fahne aus dem Futteral.

Die Tagesordnung forderte zwei wichtige Beschlüsse: erstens „über die Abtretung des Unternehmens an den Staat“; zweitens „über die Erhöhung des Aktientapitals um 6,5 Millionen Mark.“ Ueber den ersten Gegenstand wollten die Dresdener nicht abstimmen, weil sie hofften, dadurch die Beschlußfähigkeit der Versammlung zu hindern; über den zweiten Gegenstand

wollten sie abstimmen, weil sie hofften, durch das Gewicht ihrer Stimmen die Ablehnung des Vorstandsantrages erzwingen zu können. Um dieses Ziel zu erreichen, mußte ihr Aktienbesitz in der selben Generalversammlung vertreten und nicht vertreten sein. Drei Männer von der Geisteskraft der Möller, Arnhold & Gutman nehmen, namentlich, wenn Kempner sie, der Listenreiche, beräth, noch ganz andere Hindernisse. Sie hatten achtzehn Millionen Mark Aktien angemeldet, ungefähr drei Millionen auf die Herren Mueller, Schuster (einen von Konsuls Gnaden mit dem Direktortitel gepuzten Eibam Gutmanns), die Männer von Schaaßhausen, die Rechtsanwälte und Affiliirten vertheilt und in letzter Stunde dem Vorstand geschrieben, zur Vertretung der achtzehn Millionen sei nur Herr Direktor Poelchau (von der hamburgische Filiale der Dresdener Bank) befugt. Wo ist Herr Poelchau? Natürlich nicht anwesend. Zwei Stunden vorher hatte ich ihn am Breidenbacher Hof gesehen; wahrscheinlich saß er jetzt unten im Restaurant oder wartete in Thurnagels Weinstube auf das Stichwort. Der Concern Dresden-Schaaßhausen hat seine Aktien angemeldet, vier Direktoren, vier Rechtsanwälte und einzelne Söldner führen für ihn das Wort; dennoch erklärter, er sei nicht vertreten, und da nach § 33 des Hibernia-Statutes zur Abstimmung über die Auflösung der Gesellschaft die Vertretung zweier Drittel des Grundkapitals nöthig sei, dürfe über den ersten Gegenstand der Tagesordnung heute nicht abgestimmt werden.

Die Rechnung ist richtig. Die Hibernia hat 53 Millionen Mark Kapital; wenn 18 Millionen strifen, sind nicht zwei Drittel des Grundkapitals vertreten. Nur hat die Sache einen dicken Haken; und ich begreife nicht, daß man ihn in der Generalversammlung nicht benützt hat, um die dresdener Helden noch vor dem Frühstück zu henken. Nach § 292² des Handelsgesetzbuches kann die Auflösung einer Aktiengesellschaft nur mit Dreiviertelmehrheit beschlossen werden; eine bestimmte Präsenzsziffer wird nicht verlangt, sondern die „Aufstellung noch anderer Erfordernisse“ dem Gesellschaftsvertrag überlassen. Das Statut der Hibernia enthält ein solches Erforderniß; § 33 sagt: „Wenigstens zwei Drittel des Grundkapitals“ müssen vertreten sein, wenn „solcher Beschluß“ gültig sein soll. Welcher Beschluß? „Die Liquidation resp. Auflösung der Gesellschaft.“ Der Wortlaut ist unzweideutig. Er sagt nicht, „über die Auflösung“, sondern: „die Auflösung“ könne nur beschlossen werden, wenn mindestens zwei Drittel des Grundkapitals vertreten sind. Auch ohne solche Vertretung ist, nach diesem Paragraphen, die Abstimmung über die Auflösung (und die Ablehnung eines dahin zielenden Antrages) gültig; ungültig nur der Beschluß der Auflösung. Der Paragraph hat den Zweck, die Ueber-

rumpelung einer Minorität zu verhüten; keinen anderen. Das Leben der Gesellschaft soll nicht durch eine Generalversammlung gefährdet sein, in der nicht einmal zwei Drittel des Grundkapitals vertreten sind. Auch eine solche Versammlung aber hätte das Recht, zu beschließen, daß sie sich nicht auflösen, sondern unverändert fortbestehen will. Wortlaut, Sinn und Zweck der statutarischen Bestimmung sind klar; jede rite einberufene Generalversammlung konnte über Möllers Offerte abstimmen, jede sie ablehnen. Nur wenn das Statut den Beschluß „über die Auflösung“ an eine bestimmte Präsenziffer knüpfte (wie § 31 ihn an eine qualifizierte Mehrheit knüpft), dürfte die dresdener Taktik sich wenigstens auf den Buchstaben des Gesetzes berufen.

Selbst dann würde ich mir gestatten, ihre Leistung zu den jämmerlichen Winkelmanövern zu rechnen; und würde bezweifeln, daß ein Mann von der funkelnden Klugheit des Herrn Kempner dieser Hippusstrategie seinen Segen erteilt hat. Die Dresdener marschiren, acht Mann stark, mit 21 Millionen auf; sie wissen, daß die Verstaatlichung unter allen Umständen abgelehnt wird, abgelehnt werden muß, denn ihr Renommirkonjunkt hat die Dreiviertelmehrheit nicht erlistet: und sie suchen in elenden Chicanen ihr Heil und führen eine stägliche Komoedie auf. Ihre Interessen vertritt Herr Mueller, ihre Aktien Herr Poelchau; und weil Herr Poelchau unten beim Wein oder (wie Fürstenbergs Wig fürchtet) auf dem Lokus sitzt, soll oben nicht abgestimmt werden. Eine Strohpuppe und ein Haufe papierner Proteste soll der Versammlung den Willenskanal verstopfen. . . Die Herren sind immer sehr wüthend, wenn Unsererins unfreundlich über Bäntermoral spricht. Glauben sie etwa, daß wir für solche Nächstereien zu haben wären? Und wenn man mir eine Million in Doppelkronen auf den Tisch zählte, gäbe ich meinen Namen nicht für die Taktik her, die der Geheime Oberfinanzrath Waldemar Mueller anwandte und der Staatsminister Theodor Möller billigte. Wer bei uns so handelte, wäre verkehmt. Wieder ein Beweis, daß jede Klasse ihre eigene Sittlichkeit hat.

Ganz alltäglich kann die Anwendung solcher traquenards übrigens nicht sein; sonst hätte sie in dem Saal, wo doch fast nur Industrielle und Kaufleute saßen, nicht so helle Empörung erregt. Die heitersten Rheinländer hatten rothe Köpfe und schworen ihrem Schaaffhausenschen Bankverein furchtbare Rache. Der graue Herr Winterfeld nannte das Verhalten der Dresdener, mit einem viel zu milden Wort, „illoyal“ (die in die Presse lancirte Behauptung, er habe den Ausdruck später öffentlich zurückgenommen, ist erlogen) und die Maghalter Gutmanns wurden, nach Gebühr, grausam verhöhnt. Troydem Réaumur nur vierzehn Grad angab, stand auf der Stirn des Ge-

heimen Oberfinanzrathes in dicken Tropfen der Schweiß. Das Auge der Schaaffhausenschen schweifte von Kirldorf unruhvoll zu Daniel, von Daniel zu dem schweißsamem Brüter Stinnes. Die berliner Anwälte halfen sich mit tiefen Brusttönen inniger Ueberzeugung (weil sie zufällig nicht von der Gegenpartei gemiethet waren) über Hohn und Ungeduld der Hörer hinweg. Herr Kempner, der mit einem Ulysseslächeln schon vorher erklärt hatte, er sei nur hier, „um zu lernen“, öffnete das Gehege der Bühne nicht. Der schwarze Anwalt (Bondi aus Dresden) stützte das Haupt bald auf den rechten, bald auf den linken Arm und blätterte nervös in seinen Papieren. Der blonde Anwalt (Gehrke aus Frankfurt am Main) saß, ohne sich zu rühren, mit der noblen Ruhe eines Ulanenrittmeisters, der sich nicht heimisch fühlt, auf seinem Stuhl und drehte sich nur um, wenn er seinem hinter ihm schweigenden Klienten Waldemar ein Lösungswort zustecken wollte. Für Alles hatte die Trias Möller-Arnhold-Gutmann gesorgt, Nord und Süd mobil gemacht, Germanen und Semiten aufgeboten: nur die Mehrheit hatte sie nicht, trotz allen Großsprechereien der letzten Wochen nicht einmal die absolute Mehrheit. Angemeldet waren 50 356 400 Mark, ein wohl beispiellos großer Theil des Aktienkapitals. Das Angebot des Handelsministers wurde mit 29 gegen 2 Millionen Mark abgelehnt, wäre, wenn alle Dresdener mitgestimmt hätten, mit 29 gegen ungefähr 21 Millionen Mark abgelehnt worden. Diese Ziffern und die Stimmung der Aktionäre bürgten auch schon für die Bewilligung des neuen Kapitals. Dennoch mußte Herr Poelchau nun kommen. Die Stunde forderte ihn.

Er kam. Ave, Consul! Ein Meistergriff. Herr Friedrich Haase hätte in seiner rüstigsten Zeit die Rolle des Erhartten nicht würdiger gemimt. Groß, schlank, wachsfarbiger Teint, der wie bepudert wirkt, Haar und Bart zum Entzücken firisirt, von Zwan Schlichter nach den neuesten Modeblättern gekleidet, lässige Haltung, müde Geringschätzung um Augen und Mund und der ganze ältliche Swell so wundervoll soignirt, daß es eine Lust ist, ihn anzuschauen. Früher Staatsanwalt in Hamburg. (Herr Gutmann umgiebt sich gern mit einer Leibgarde ausgedienter Procuratoren. Die wissen Bescheid. Wer aber, wer außer Eugen dem Einzigen hätte in Altdeutschland einen so dekorativen Staatsanwalt für Düsseldorf aufzutreiben vermocht?) Jetzt erst ward mir klar, warum der Millionenvertreter aus Hamburg geholt werden mußte. Die berliner Direktoren Nathan und Züdel waren für diese Chevalierrolle nicht zu brauchen; und wenn der gelbe Mohr Eduard Arnhold sich aus Madonna di Campiglio (wo er jetzt gerade den Minister Budde bewirtheht und hoffentlich zu möllerhaften Thaten inspirirt) persönlich in den Breidenbacher

Hof bemüht hätte, käme selbst er gegen diese in Schönheit verwitternde Menschenfassade nicht auf. Herr Voelchau könnte, wie er geht und steht, den alten Klingsberg, Sonnenthal's fettigen père prodigus und sämtliche Lebemänner Blumenthal's spielen, die mindestens immer „Baron von der“ sind. Was aber, arme Thella, ist auf dieser Erde das Los des Schönen? Herr Direktor Voelchau wurde ausgelacht. Sechsmal, zehnmal: so oft er sprach. Und er sprach oft; freilich stets nur den selben Satz: „Ich schließe mich mit meinen achtzehn Millionen dem Protest meines Kollegen (ober: des Herrn Rechtsanwaltes) an.“ Dabei hatte man den Eindruck, der Tadellose wisse gar nicht so recht genau, was der Protest eigentlich wolle und solle. Schade. Der Konsul hatte bei der Instruktion das Wichtigste vergessen. Sein Mann war einfach berauschend, so lange er schwieg, und reizte zum Lachen, sobald er den Mund auftha. Wie weiland Herr Friedrich Haase in einer Tragoedenrolle.

Man muß gerecht sein: dankbar war Voelchaus Rolle nicht. In Paris käme ihr Inhaber in alle Jahresrevuen und würde, als „der Mann mit den achtzehn Millionen“, von drei Duzend hübscher Tricotmädchen umworben, umhuhlt. Deutschland ist sittsam. Doch den Rheinländern sitzt der Schalk im Nacken. Schon steht, ganz vorn, einer auf und läßt sich, mit schelmisch lachenden Augenlein, ungefähr also vernehmen: Unsere erste Abstimmung soll, so sagen die dresdener Herren, ungiltig sein, weil ihre Aktien nicht vertreten waren; jetzt sind sie vertreten: wie wärs, wenn wir die Abstimmung wiederholten? Jubelrufe grüßen den wüthigen Einfall. Die Gutmännischen stecken die Köpfe zusammen. Rathlos blickt der Geheime Oberfinanzrath Mueller (von Dresden) den Geheimen Oberfinanzrath Hartung (von Schaaffhausen), der schwarze den blonden Rechtsanwalt an. Nur eine Minute. Dann bricht das Wetter los. „Unerhört!“ „Frechheit!“ „Kindisch!“ Der Humor der Situation ist so stark, daß er selbst den stockernsten Herrn Kirdorf ansteckt. Noch einmal, zum letzten Mal, erhebt er sich und spricht: „Ich bin kein Jurist, und was ich heute hier von Juristen hörte, hat zu meiner Erleuchtung nicht beigetragen. Aber ich muß doch sagen: Vorhin wollte die ministerielle Partei eine nach ihrer Meinung giltige Abstimmung und jetzt, wo sie ihr angeboten wird, will sie wieder nicht, — da kann mein Menschenverstand nicht mit!“ Von allen Seiten wird eine neue Abstimmung gefordert und der präsidirende Herr Winterfeld ist bereit, sie sofort anzuordnen. Die Sache wird ernst; und Herr Mueller pathetisch. Schon der Vorschlag, ruft er, ist ein Hohn auf jede vernünftige Geschäftsführung und würde in keinem Parlamente der Welt ernsthaft erörtert werden. Eynern berichtigt: „Ich selbst habe im Landtag mehr als ein-

mal wiederholte Abstimmungen erlebt.“ (Warum sollten sie auch verpönt sein? Die Gültigkeit eines Beschlusses wird angefochten; wenn die Mehrheit großmüthig ist, gewährt sie eine zweite Kraftprobe.) Wir schreiten zur zweiten Abstimmung über die Offerte des Handelsministers, sagt Winterfeld. Lauter Beifall. Dann hört man Herrn Boelschau dem vor Zorn puterrothen Waldemar zuflüstern: „Soll ich wieder hinausgehen?“ Hohngelächter. Der Geheime saßt sich und kündigt, seine Partei werde unter feinen Umständen an der Abstimmung mitwirken; und das Fähnlein verläßt in leidlicher Haltung den Saal. Was nun? Das Puppenspiel noch länger hinziehen? Herr Winterfeld (der leider nicht zu den Humoristen gehört) verzichtet auf die Wiederholung der Komödie, die Dresdener werden zurückgeholt und nehmen, von Spottchören begrüßt, ihre Plätze wieder ein. „Raus aus deKartoffeln! Rin in deKartoffeln!“ jöhlt ein Berliner. Fürstenberg strahlt. Schwabach scheint aus stärkendem Schummer erwacht. Und Behrens . . . Ist er noch gelber geworden? Sein krankes Auge hängt an dem Geschniegelten. Dieser Herr aus Hamburg, der keine Ahnung hat, was die Hibernia, was eine Kohlengrube ist, will ihm sein Kind, das Werk seines Lebens nehmen, es ihm mit Künsten ablisten, von denen nach Herne noch keine Mär drang. Und all diese Geldmenschchen sind, auch in seiner Partei, so vergnügt, zu Fröhlschoppenwigen so gestimmt, als handelte sichs nicht um eine heilige Sache. Ists Denen am Ende nur um den Profit zu thun? Dem Generaldirektor wird übel; er winkt einem Diener und schleppt sich, nach einem letzten Blick auf den Sessel, hustend aus dem Saal.

Die traurige Posse war nicht ganz unnützlich. Sie hat bewiesen, daß die Absicht der Dresdener nicht war, eine auch in ihrem Sinn unanfechtbare Abstimmung herbeizuführen, sondern, jede Abstimmung zu hindern. Ihr ganzer Aktienbesiß war vertreten, Niemand wehrte einem ihrer neun Wortführer das Recht freier Rede und die Ziffern ergaben, daß an die zur Verstaatlichung nöthige Mehrheit auf absehbare Zeit hinaus nicht zu denken sei. Einerlei. Der Versammlung sollte der Willenskanal verstopft werden. Obstruktion auf Befehl Seiner Excellenz des Herrn Handelsministers. Wenn auch nur eine preussische Gerichtsinstanz dieses Verfahren für legitim erklärt, können die Sozialdemokraten triumphiren; und wir Alle die Chinesen um die moderne und sinnvolle Interpretation ihrer Gesetze beneiden.

Nun sollte die Hauptschlacht beginnen; denn erst die Kapitalserhöhung sicherte den Sieg des Tages. Doch es war spät geworden, man war müde; hatte zu viel gelacht und der rechte Elan wollte sich nicht mehr einstellen. Der dresdener Concern erbietet sich, die neuen Aktien zum Kurs von 240 zu über-

nehmen. Das kann er, da Möller ihm die Uebernahme zu 246 (Manche sagen: zu 250, Einzelne: zu 255) versprochen hat. Die Gegner der Verstaatlichung müssen, in einer Zeit, wo der Kohlenabsatz stockt und Harpener 217 stehen, mit einem Kurssturz auch für ihre Hibernia-Aktien rechnen und können deshalb nicht so viel zahlen. Das dresdener Angebot ist ja auch nicht ernst gemeint, soll nicht zum Gedeihen, sondern zum Tod der Gesellschaft wirken. Es wird abgelehnt und die Kapitalserhöhung, unter den von Vorstand und Aufsichtsrath vorgeschlagenen Bedingungen, mit 28 gegen 21 Millionen Mark angenommen.

Vorher hatte es natürlich wieder Proteste gehagelt; und hagelte nachher weiter. Besonders spasshaft war die mit Feuereifer verfochtene Behauptung, beide Beschlüsse hingen so innig zusammen, daß die Ungiltigkeit des ersten auch dem zweiten die Rechtskraft raube. Nach Wortlaut, Sinn und Zweck der Statutsbestimmung ist der erste Beschluß unantastbar giltig; und wäre ers nicht, so bliebe der zweite dennoch davon unberührt. Der Antrag, das Kapital zu erhöhen, ist am sechsundzwanzigsten Juli gestellt, die Offerte des Ministers erst vier Tage später in Herne eingetroffen. Von ähnlichem Gewicht waren die übrigen Proteste. Sie wurden kaum noch beachtet. Man rauchte, plauderte in Gruppen und horchte nur noch auf, als festgestellt wurde, daß der Vertreter des preussischen Staates an die Beamten der Gesellschaft überhaupt nicht gedacht habe; wäre sein Antrag angenommen worden, dann hätten die Verkäufer der Hibernia zur Entschädigung der Beamten keinen Heller gehabt. Excellenz als Sozialpolitiker. . . Die Geschlagenen schimpften in allen Tonarten. Ungefähr wie beim Zolltarif im Reichstag die Minorität. Damals gieng gegen die Kardorff-, jetzt gegen die Kirdorf-Mehrheit. Die Herren von Egnern und Winterfeld kamen nicht besser weg als die Grafen Ballestrem und Udo Stolberg. Immer die selbe Geschichte. Der Präsident, der den Obstruirenden nicht den Willen thut, bricht göttliches und menschliches Recht. Nur war die Obstruktion hier von einem aktiven Staatsminister gebilligt; und am Präsidialtisch saßen Herren, die gewiß manchen Fluch gegen die bösen Kardorffianer des Brotwuchers geschleudert hatten.

War zur Klage diesmal gerechter Grund? Nach meiner Ueberzeugung nicht der geringste. Der Erwähnung werth ist nur ein Anklagepunkt. Unter dem Stimmkapital der Mehrheit: sollen vier Millionen Mark Aktien gewesen sein, die nur für den Monat August Bleichröder und der Handelsgesellschaft überlassen waren und vom ersten September an wieder dem dresdener Concern gehörten. Das Stimmrecht zu reportirender Aktien ist vom Gesetz nicht beschränkt und es stand den Herren, die diese Aktien auf begrenzte Zeit erworben hatten,

völlig frei, sie beim Votum zu verwerthen. Doch Herr Mueller, Gracchus de seditione querens, sagt, solches Handeln sei nicht anständig. Der Mann hat Ruth. Seine Bank — er wußte wahrscheinlich eben so wenig davon wie der Aufsichtsrathspräsident Jenke — hat die Hibernia arglistig an sich zu bringen versucht: und er stöhnt nun über die unmoralische Kriegsführung der aus dem Hinterhalt Ueberfallenen. *A la guerre comme à la guerre*, Herr Geheimrath. Hätten wir uns etwa nicht Alle königlich amüsirt, wenn den Japanern, so um die Adventzeit, gelungen wäre, einen Theil des Kriegsschatzes den Russen abzupumpen? Mir hat ein Glaubwürdiger erzählt, das Reportgeschäft sei von den Dresdenern vorgeschlagen worden; jedenfalls war ihnen das Geld sehr willkommen. Und selbst über schlimmen Trug dürften sie nicht klagen. Ist in der Welt der Geldgeschäfte denn gar so unerhört, daß Einer vom Anderen übers Ohr gehauen wird? Wo aufhören, wenn man da von Moral zu reden erst anfängt? „Ja, aber als sichs um die Voelchauererei handelte...“ Da, antworte ich, lag die Sache auch anders. In unserem Fall sind die beiden Parteien eben nicht nach der selben Norm zu beurtheilen. Die Geschäftsethik der Herren Schwabach und Fürstenberg interessirt mich nicht sehr; hinter Gutmann & Arnhold aber steht der preussische Staat. Der, scheint mir, darf gegen seine Bürger nicht verfahren wie ein Jüdor Vechat gegen den anderen. An einem Beispiel will ich klar zu machen suchen, wie ichs meine. Herr Fürstenberg hat in der Gemeinde Grunewald ein großes Grundstück. Wenn ein Spekulant, der Konjunkturgewinn wittert, es ihm schlau abjagt, regt mich der Handel nicht auf. Wenn aber die Gemeinde ihm, einem ihrer stärksten Steuerzahler, ihrer Ernährer, Thatfachen, die ihr amtlich bekannt und die geeignet sind, den Grundwerth bestimmt und beträchtlich zu heben, verschweigt und das Grundstück weit unter dem wirklichen Werth erlistet, dann nenne ich solches Handeln skandalös. Und was von der Gemeinde gilt, gilt auch vom Staat. Zwei Händler mögen einander meinetwegen nachts die Hälse abschneiden. Wird auf Staatsgeheiß, unter Ausnützung der Arglosigkeit, der Besitz der Bürger geschmälert, dann wird damit die von Stahl gepriesene „Majestät der Staatsordnung“ befleckt. Wer ist denn der Staat? Ein mythisches Wolkenwesen oder eine zur Befriedigung des Gemeinbedürfnisses durch Uebereinkunft geschaffene Rechtsinstitution? Den Staat ernährt unsere Arbeit, nicht die der Fürsten, der Minister — Die leben von ihm —, und wenn dieser Staat durch listige Machenschaften das Vermögen seiner Nührer zu kürzen sucht, dann... Dann beurtheile ich solchen Versuch eben anders als das Reportgeschäft eines Bankdirektors, dem sein Nüchternheit das Recht bestreitet, jedes erreichbare Schäfchen zu scheeren.

Schön. Aber ohne das Reportgeschäft hätten die Dresdener eben die Mehrheit gehabt. So denkt Mancher; und irrt. Daß die Gutmännichen, trotz der tugend samen Pathetik ihres Herrn Mueller, selbst mit Aktien gestimmt haben, die sie, gegen fünf bis sieben Prozent Vergütung, bis zum Ultimoterm in Kost genommen hatten, ist nur als Beitrag zur Psychologie dieser Empörten bemerkenswerth. Doch die Vorbereitung zur Schlacht war ja nicht Dummköpfen anvertraut. In der Berliner Handelsgesellschaft saß der Generalstabschef Dr. Walther Rathenau, saß der, trotz seiner Jugend, kühle, exakt rechnende Jurist Dr. Mosler. Die wußten, was sie thaten. Und da die Wuth über ein in der Bankgeschichte beispielloses Attentat ihnen Bleichröder und die Diskontogesellschaft, Deutsche und Darmstädter Bank verbündet hatte, wußten sie auch genau, was an Hibernia-Aktien täglich zu haben war. Nur was sie durch ihren Fister ließen, kam an die Dresdener Bank. Die Fünf hätten, wenn das Reportgeschäft nicht gelungen wäre, am Ende wohl noch drei, vier Millionen zum Aktienkauf aufgebracht; da es gelang (aber nur Stücke im Werth von zwei Millionen eintrug), konnten sie Herrn Gutmann das Vergnügen lassen, phantastische Preise zu zahlen. Sie brauchten nur die Mehrheit: und hatten sie nach Gesetz und Statut. Mehr als ein Viertel des Aktienkapitals, also genug, um die Verstaatlichung zu hindern, hatten sie längst, als der skrupellose Gegner noch ausposaunen ließ, der Sieg an der Düffel sei ihm gesichert.

Da im Paragaphengestrüpp nun so gierig nach einer dunklen Stelle gestöbert wird, wo man die düffeldorfer Beschlüsse verscharren könnte, wäre es, dünkt mich, recht zeitgemäß, auch ein paar anderen Rechtsfragen die Antwort zu suchen. Durfte Herr Gutmann Aktien, von denen er wußte, daß sie 246 werth waren, den Besitzern, denen er seine Wissenschaft verschwieg, zu 200, 210, 220 abnehmen? In einem analogen Fall hat das Reichsgericht entschieden, daß solche Geschäfte unzulässig seien. Böse Menschen könnten von „ungerechtfertigter Bereicherung“ im Sinn des Bürgerlichen Gesetzbuches, vielleicht von einem ärgeren Verstoß gegen die „guten Sitten“, gegen Treue und Glauben reden. Zweitens: Durften Möllers Mandatäre über Möllers Angebot mitstimmen? Wurde damit nicht das Gesetz umgangen? Das schreibt weislich vor, daß ein Aktionär an der Abstimmung über ein zwischen ihm selbst und der Gesellschaft abzuschließendes Rechtsgeschäft nicht mitwirken darf; und diese Vorschrift würde umgangen, wenn Herr Schulz, der das Geschäft machen will, mit seinen Aktien Herrn Cohn in die Generalversammlung schickt und nach der Instruktion stimmen läßt. Der Staat will die Hibernia kaufen, geht aber, weil er nach dem Gesetz nicht mitstimmen dürfte, nicht selbst nach Düffeldorf

sondern schiebt seine Strohmanschafft. Aber es kommt noch viel besser. Paragraph 317 des Handelsgesetzbuches sagt: „Wer sich besondere Vortheile dafür gewähren oder versprechen läßt, daß er bei einer Abstimmung in der Generalversammlung in einem gewissen Sinn stimme oder an der Abstimmung in der Generalversammlung nicht theilnehme, wird mit Geldstrafe bis zu dreitausend Mark oder mit Gefängniß bis zu einem Jahr bestraft. Die gleiche Strafe trifft Denjenigen, welcher besondere Vortheile dafür gewährt oder verspricht, daß Jemand bei einer Abstimmung in der Generalversammlung in einem gewissen Sinn stimme oder an der Abstimmung nicht theilnehme.“ Meinem Laienhirn scheinen alle Merkmale dieses Thatbestandes hier gegeben. Die Dresdener haben „in einem gewissen Sinn“ gestimmt und an der Hauptabstimmung nicht „theilgenommen“, weil ihnen für solches Handeln und Unterlassen „besondere Vortheile (ein Kursgewinn im Betrag von Millionen) gewährt oder versprochen“ waren. Und der Mann, der gewährte oder versprach, war der preußische Handelsminister. Vielleicht irre ich; aber man sollte auch diese Rechtsfrage zu reichsgerichtlicher Entscheidung bringen. Ist die für Düsseldorf gewählte Methode erlaubt, dann braucht man keinen Kuroki zur Umgehung der Vorschrift, daß der Aktionär an der Beschlussfassung über ein zwischen ihm und der Gesellschaft schwebendes Geschäft nicht mitwirken darf.

Von „besonderen“ Vortheilen könnte nur dann nicht die Rede sein, wenn die Behauptung richtig wäre, die Dresdener Bank habe die Aktien als Kommissionär des Staates gekauft, dem natürlich auch der Kursgewinn zufalle. Ich muß annehmen, daß diese Behauptung nicht von dem Handelsminister noch von dem Konsul Gutmann aufgestellt worden ist. Denn Beide wissen, daß sie falsch ist. Schon der Inhalt des Briefes, den Möller am sechzehnten Juni an Gutmann schrieb, erweist ihre Unwahrheit. Konnte Gutmann als Kommissionär im August und September 25, 35 Prozent mehr zahlen, als der Kurs der Staatsofferte beträgt, könnte er vor dem ahnungslos überrumpelten Aufsichtsrath auch nur die Unsumme der Prozeßkosten und Anwalthonorare verantworten, wenn er durch seine ersten Käufe nicht vier bis fünf Millionen verdient hätte? Nein: der Minister hat gesagt: Verschafft mir, bonis avibus, die Mehrheit und säckelt als Lohn die Kursdifferenz ein! . . . Was in dieser Angelegenheit zusammengelogen ward, geht nicht auf die größte Kuhhaut. Erlögen die Geschichte von der Kommission und Provision. Erlögen, daß Gutmann je auch nur die geringste Aussicht auf die Dreiviertelmehrheit hatte. Erlögen fast jeder Satz, der über die Genesis der Sache in die Presse geschmuggelt wurde. Auch der Minister muß schmählich getäuscht worden sein; denn er

war sicher, die Verstaatlichung durchsetzen zu können, und hat kurz vor der Generalversammlung einem Ausfrager gesagt: Wir haben die Mehrheit.

Im Breidenbacher Hof gabs dann lange Gespräche. Wie? Nach der langwierigen Heimlichkeit unter hohem Patronat, nach all dem Schwadroniren haben die Dresdener nicht mehr? Am nächsten Morgen aber wurde flink weitergelogen. Pyrrhusstieg. Denen, die ihn erstritten, wird um Kopf und Busen schon bang. Sie sind müd und wünschen schnellen Friedensschluß. Vernahmt Ihr, daß Fürstenberg mit Mueller sehr freundlich sprach? (Sollten sie einander ins Gesicht spucken?) Die Deutsche Bank intervenirt und dieser Vermittlerin kann rascher Erfolg nicht fehlen. (Die Leiter der Deutschen haben sicher keinen sehnlicheren Wunsch als den, ihrem geliebten Eugen Gutmann zu frischem Lorbeer zu helfen.) Oder in anderer Tonart: Die Mammons-macht der Banken hat den großen sozialpolitischen Gedanken des Ministers zu Fall gebracht; doch ihre schändliche Habsucht wird nicht lange triumphiren. Kein wahres Wort. Stank, der dem nachprüfenden Urtheil den Weg in die Klarheit verleiden soll. Niemand hat intervenirt. Die Sieger sind überzeugt, daß sie Recht und Gesetz für sich haben. Nichts hat sich seit Düsseldorf geändert. Das hochmüthige Landgericht hat, wahrscheinlich unter dem Eindruck eines unklugen, in der Verhandlung geschickt ausgenützten Artikels des Herrn von Eynern, der nahen Frieden anzukünden schien, verfügt, die Kapitalserhöhung dürfe erst ins Register eingetragen werden, wenn die erste Instanz über die Anfechtungsklage der Dresdener entschieden habe. Dieser Spruch berührt die Materie des Streites nicht. Ueber den Klageantrag, die düsseldorfer Beschlüsse für nichtig zu erklären, soll am zehnten Oktober verhandelt werden. Wird er, wie wohl selbst Herr Kempner erwartet, abgelehnt, dann kann der Registerrichter in Herne am nächsten Tage die Kapitalserhöhung eintragen und das Syndikat Möller-Arnhold-Gutmann muß den Kampf aufgeben. Rasch also die Zeit noch benutzen. Die Dresdener Bank (die Schaaffhausenschen verbinden wohl erst ihre Wunden) fordert die Einberufung einer zweiten Generalversammlung, die sämtliche Beschlüsse der ersten aufheben, noch einmal über die Staatsofferte abstimmen und den Aufsichtsrath erweitern soll. Habeat. Dieses Spielchen kann ins Unendliche ausgedehnt werden. Möllers Konsul hat seit der Schlappe vom siebenundzwanzigsten August mit gesteigerter Hier alle Aktien aufgekauft, die zu haschen waren; die Preise genirten ihn nicht und er hätte den Kurs auf 300 getrieben, wenn ihm von den Gegnern nicht aus ihrer eigenen Kundschaft einzelne Posten überlassen worden wären. Er behauptet, jetzt 26 Millionen zu haben; mit ziemlicher Sicherheit also die absolute Mehr-

heit. Was er will, hat ein enfant terrible, sein Archivar, öffentlich ausgeplaudert. Aus diesem unergiebigem, doch fidelen Schacht kam die Kunde: „Befügt man über die einfache Mehrheit, so kann man die Verwaltung der Gesellschaft nach Belieben verändern, die Bankverbindungen lösen, Dividende und Kurs der Aktien beeinflussen und dadurch das Interesse der opponirenden Banken an der Hibernia beseitigen.“ Behrens wird weggejagt, an Fürstenbergs Stelle tritt Mueller, durch überflüssige Abschreibungen wird die Dividende geschmälert, auf oft begangenen Wegen der Kurs geworfen: und Alles ist in herrlichster Ordnung. Das ist das Ziel. Schade, daß in Düsseldorf nicht beschlossen wurde, jede Aenderung des Statutes bedürfe einer qualifizirten Mehrheit. Man schätzte leider das besondere Ethos dieses Gegners noch immer nicht nach Gebühr. Thut aber nichts. Im Kleinen Journal und auf den sauberen Wegweisern des im Zuchthaus wenig verschlechterten Herrn Hugo Löwy wird man trotzdem weiterlesen, die Dresdener Bank sei das vornehmste Institut der Welt und ihr Goldminenbeßiß über jeden Zweifel und jeden Goetz erhaben.



Hatte die noch schöne und schon kluge Dame am Ende gar Recht? Bin ich wirklich auf der falschen Seite? Beinahe sieht es so aus. Fast überall wird die Sache, die mir ungeheuerlich, eine Lebensfrage der Staatsmoral scheint, flau behandelt. Die Organe, denen die Wärme gutmännischer Berührung noch anzufühlen ist, zählen kaum mit; und daß die Jahre lang aus allen Banktruppen gespeiste Rationalzeitung jetzt nur noch thut, was ihr Nährvater Arnhold befiehlt, zeigt bloß, daß ihr Bettlerlämpchen mählich verglimmt (oder daß der allzu störrige Herr Fürstenberg wieder einmal mit „strengster Massage“ geschmeibigt werden soll). Aber auch sonst: sehr oft Wohlwollen für Dresden, im besten Fall kühle Gleichgiltigkeit. Das hat natürlich einen zureichenden Grund. Die große Presse gehört und gehorcht den Händlern; und hinter der Hibernia dräut die Macht des verhaßten Syndikates. Warum ist's verhaßt? Weil es die Kohle vertheuert? Hast Du, lieber Liberaler, in Deiner Zeitung je ein hartes Wort gegen die Kohlengroßhändler Arnhold und Friedländer gefunden? Nein? Gut. Glaubst Du nun, daß diese beiden Konkurrenten zusammen ein Jahreseinkommen von vier bis sechs (oder mehr) Millionen nur deshalb versteuern können, weil sie die Kohle verbilligen oder, mit geringem Distributeur-aufschlag, zum Herstellungspreis verkaufen? Ich auch nicht; ich glaube, daß diese Zwischenhändler mit höherem Profit arbeiten als die Zechenbesitzer. Schmoller, der Etwas davon versteht, hat gesagt, die Preispolitik des Kohlensyndikates

sei maßvoll und vernünftig zu nennen. Das Gewimmel der Händler will aber nicht mit einer starken Organisation der Produzenten zu thun haben, sondern von einem Werk zum anderen gehen, bis die Konkurrenten einander aufs Preisminimum herabgedrückt haben. „Freies Spiel der Kräfte“. Nur logisch bei einer Anschauung, die nach den Bedürfnissen des Zwischenhandels, des nicht unwichtigen, doch unwichtigsten und entbehrlichsten Gliedes am Körper der Volkswirtschaft, gern das Erdrund geordnet sähe. Solchen Wünschen blüht aber kein Rösslein mehr. Left, Liberale, das Gutachten, das der österreichische Sektionschef Klein — der viel höher ragt als selbst unser Miquel — dem Juristentag vorgelegt hat. Ich wills hier nicht abschreiben, nur sagen, daß dieser (in Preußen unmögliche) Ministerialdirektor für Unternehmer und Lohnarbeiter das selbe unbeschränkte Recht zu freier Koalition fordert, in Kartellen und Syndikaten das nothwendige und nützliche Ergebnis moderner Entwicklung sieht und das Einspruchsrecht des Staates auf die Fälle begrenzt, wo ruchlose Habgier der Kartellirten die Preise ungebührlich zu steigern sucht. Und er ist nicht vereinzelt. Wer sich weit genug von Manchester entfernt hat, findet die Syndikatbildung eben so nöthig und eben so heilsam wie die gewerkschaftliche Organisation der Arbeiter. Das Syndikat, das die Förderung kontingentirt, den Abjag regelt, rationell wirthschaftet und dem Parasitengekrübel keinen Nährboden läßt, ist ihm lieber als die dumme Anarchie einander unterbietender Händler; und die Furcht vor Kirdorf kann ihn nicht in Möllers Lager treiben.

Daß der Kohlenhändler Arnhold das Syndikat, weil es stärker als er ist, nicht gerade innig liebt, ist begreiflich. Daß Herr Gutmann gern Geld verdient und nicht minder gern zeigen möchte, was er, er allein, gegen fünf Banken vermag, darf ihm kein Gerechter vorwerfen. Räthselhaft ist und bleibt nur die Haltung des preussischen Handelsministers.

Er vertritt den Staat, will für diesen Staat ein Bergwerk kaufen. Er wendet sich nicht an die legitimen Besitzer, sondern an deren Geschäftsfeind. Heimlich wird Alles abgekartet, den Aktionären ihr Besitz zu einem Preis abgelistet, der dem inneren und äußeren Werth nicht mehr entspricht. Kein festes Prinzip leitet das Handeln; Opportunität entscheidet. Zuerst heißt es: Wenn Du, Eugen, mir die Mehrheit schaffst, kaufe ich. Das ließ sich noch hören. Ein Geschäft, das Gutmann auf sein Köppchen nahm; Gewinnchance und Risiko ungefähr gleich. Dann wird die Offerte veröffentlicht: und nicht Gutmann mehr, sondern Preußen steht auf dem Markt. Der erbebt. Hundstagshauffe in Kohlenaktien. Wildeste Spekulation durch Verschulden des Staates, der die Spekulation doch eindämmen will. Soll der ganze Bergbau verstaatlicht werden?

Nein. Niemand glaubts. Ich will nur Einfluß auf's Syndikat, sagt Möller. Den konntest Du, unter bessern Bedingungen, schon vor einem Jahr haben, antwortet Kirdorf; und beweists. Thyssen, stöhnt die Excellenz, Thyssen und Stinnes hätten mich nicht hineingelassen; und vor den Beiden habe ich Angst, denn sie wer, den nachgerade zu groß. Thyssen und Stinnes sichern sich, um gegen fiskalische Angriffe geschützt zu sein, in Gelsenkirchen und Schalke die Dreiviertelmehrheit und aus hastigen Wehen entbindet sich eine neue Interessengemeinschaft, die stärkste von allen im schwarzen Revier. Geburtshelfer: Theodor Möller. Im Börsensaal wird inzwischen weitergewüthet. Hundert Lügen, denen der Minister nicht widersprechen läßt. Sein Verhältniß zur Dresdener Bank ist noch immer nicht ganz klar. Kauft Gutmann für eigene Rechnung und Gefahr? Ja; wenn er nicht die Mehrheit erlangt, ist der Minister nicht gebunden. Nein; der Minister hat ihm die Uebernahme der Actien zugesagt. Nun wird die Meute losgekoppelt. Folgt Ihr nicht willig, so brauch' ich Gewalt. Verschärfung des Börsengesetzes, Staatshay gegen die Syndikate. Ihr sollt schon kurr werden. Sie werden's nicht. In Düsseldorf wird mit Billigung Seiner Excellenz nach allen Regeln winkelfonjularischer Kunst hicanirt und obstruirt. Traurige Schiebungen; stimmt hier der Staat oder, gegen Gewährung besonderen Vortheils, sein Strohmann? Alles vergebens. Die secundum ordinem einberufene Generalversammlung lehnt mit großer Mehrheit die Offerte ab und spricht unzweideutig die Absicht aus, sich gegen erneute Attentate wirksam zu schützen. Ist nun wenigstens der Zauber zu Ende? Noch lange nicht. Als dem Minister der Beschluß gemeldet wird, erwidert er spöttisch, als rechtskräftig könne er ihn erst hinnehmen, wenn das Gericht über die Anfechtungsklage entschieden habe. Was, Donnerwetter, geht ihn diese Klage an? Und würden alle Proteste in sämmtlichen Instanzen für begründet erklärt: die zur Verstaatlichung nöthigen drei Viertel des Aktientapitals bekäme er nicht, wird er auf Jahre hinaus nicht bekommen. Mais le geste est beau. Als Mueller protestirt er, als Möller mußer, in vornehmer Unparteilichkeit, den Gerichtspruch abwarten. Stärkere Drohungen folgen. Der Reichstag wird ein Kartellgesetz machen, daß Euch die Zähne klappern; und das neue Berggesetz, das wir leider nun vorbereiten müssen, wird Euch mit Skorpionen züchtigen. Ihr werdet die Börsianer noch um ihr Eden beneiden. Und die Hibernia behaltet Ihr doch nicht... Das Alles warum? Weil preussische Bürger nicht bereit sind, ihr legal erworbenes Eigenthum dem preussischen Staat zu dem vorgeschriebenen Preis zu verkaufen.

Dem Psychologen könnte des Räthfels Lösung dämmern. Mehr als von wirthschaftlichen Erwägungen, viel mehr ließ Capriovi sich, wohl unbekannt, von dem Groll des armen Troupiers und arlosen Kleinjunkers gegen

die hochmüthigen Großgrundbesitzer leiten. Den vom Erfolg nicht gekrönten Besizer der brackweder Klitsche könnte es kizeln, den Industriekönigen seiner Heimath die Herrnsaufst zu zeigen. Schon vor Jahren hat er merkwürdig oft von der Hibernia gesprochen. Auch der neue Plan ist mindestens schon ein Jahr alt; und reicht weit über Herne hinaus. Der ganze Bergbau soll es sein; trotz allen Dementis und Beschwichtigungen. Die Kriegsflotte, die schleunig gebaut werden soll, kostet viel Geld; und zu dem Vorschlag, Bier und Tabak ausgiebig steuern zu lassen, fehlt der Muth. Die Eisenbahnen haben Geld fürs Landheer geliefert, die Bergwerke werden die Schlachtschiffe panzern; in beiden Fällen giebt's dehnbare Budgets und „keine innere Krisen“. Die beiden Fälle sind nur nicht ganz gleich. Das Monopol auf den Schienensträngen giebt eine sichere, sehr reichliche Rente. Wenn morgen aber die Versuche, Kohle künstlich herzustellen, gelingen, wie ähnliche Hofmann und Emil Fischer gelangen? Dann wären schon die 26 Millionen Hibernia-Aktien, für die Möller 63 Millionen Reichsmark zu zahlen versprochen hat, vielleicht knapp noch 13 werth und der ganze Staatszehenbesiz bald unter die borussischen Alterthümer zu rechnen. Der Aktionär großer Verkehrsanstalten kann ziemlich ruhig schlafen. Industriepapiere knittert oft ein übers Weltmeer herwehender Wind und jede neue Synthese, jede Entdeckung in Technik und Chemie kann sie makuliren.

Der ganze Bergbau sollte es sein; und Herr Konsul Eugen Gutmann, der längst schon als künftiger Herr und Vicegebieter über die ihm mißfällige Gemeinschaft Harpen-Kannengießer spricht, war im Geheimniß. Weinetwegen. Die Kohle wird nicht billiger, Preußen nicht reicher, der Arbeiter nicht besser bezahlt und behandelt werden. Aber wo leben wir eigentlich? Auf dem Balkan oder im Lande des Adlermottos *Suum cuique*? Wenn ich mein Haus nicht verkaufen will, darf mir's Keiner ablisten, abpressen. Und dem Staat sollen all die Kniffe und Pfiße erlaubt sein, die pro Hibernia angewandt wurden und mit denen er nach und nach alle gedeihenden Aktiengesellschaften expropriiren könnte? Ihm soll gestattet sein, mit der Schärfe eines Rachegesetzes Demen zu drohen, von deren Leistung er lebt und die ihm nicht willig den Platz räumen? Ist jedes Rechtsgefühl im Volke Kohlhases und Zherings erloschen? . . . Nein, Madame: ich bin nicht auf der falschen Seite. Und ich habe noch einiges Vertrauen auf den Grafen Bernhard von Bülow, den ich nicht bewundere, der aber, glaube ich, auf keinen Titel so hohen Werth legt wie auf den eines Gentleman. Er ist wieder in Berlin; und vermag nun rasch zu prüfen, ob der Lange Möller im Freyland noch länger die Staatshoheit vertreten kann.